<36634142270018 S

<36634142270018

Bayer. Staatsbibliothek

E

Germ.g. 47 m - 1/3

~~Germ. g. 47^m~~

(Theile: I, II und III.)

R

Geschichte
unsers
Teutschen Vaterlandes
von
seinem Entstehen an bis auf unsere Zeiten.

Ein Lesebuch
zunächst
für den Bürger und Landmann
dann
auch für Schulen brauchbar.

---

von
Ernst Bornschein.

Erster Theil.

Subscriptionspreiß 8 Ggr. Ladenpreiß 14 Ggr.

Lobenstein 1803
in der Illgenschen Hofbuchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn

Herrn

Heinrich dem XXXV.

der jüngern Linie und des ganzen Stammes

Aeltesten Reuß,

des heiligen Römischen Reichs Fürsten, Grafen und Herrn von Plauen, Herrn zu Greitz, Crannichfeld, Gera, Schleitz und Lobenstein, des St. Johannis Hierosolymitani und des weißen Adler-Ordens Ritter rc. rc.

meinem gnädigsten Fürsten und Herrn

Dem

Hochgebohrnen Grafen und Herrn

Herrn

Heinrich dem XLII.

der jüngern Linie

Reuß,

Grafen und Herrn von Plauen, Herrn zu Greitz, Crannichfeld, Gera, Schleitz und Lobenstein, des Rußisch - Kayserlichen Alexander Newsky - Ordens Ritter ꝛc. ꝛc.

meinem gnädigsten Grafen und Herrn

Dem

Hochgebohrnen Grafen und Herrn

Herrn

Heinrich dem LI.

der jüngern Linie

Reuß,

Grafen und Herrn von Plauen, Herrn zu Greitz, Crannichfeld, Gera, Schleitz und Lobenstein rc.

meinem gnädigsten Grafen und Herrn

widmet

diesen Versuch

in tiefster Unterthänigkeit

der Verfasser.

Durchlauchtigster Fürst

Stammes-Aeltester!

Hochgebohrne Grafen!

Gnädigste Herren!

In den schönen Cranz der Regententugenden, den Ew. Hochfürstl. Durchlaucht! und Hochgräfl. Gnaden! Gnaden! um Höchst Dero Häupter zu winden wußten, schlingt sich besonders die süßduftende Blume für Volks-glückseligkeit. In Ew. Hochfürstl. Durch-laucht und Hochgräfl. Gnaden! Gnaden! ehren die friedlichen Gefilde des Reußenlandes das hochsinnige Herz des Vaters und Freundes, das in Höchst Dero Busen schlägt — für

Höchst Dero Wohl betet das gesammte Volk des Landes mit heiligen, entzückenden Thränen!

Durchdrungen von solchen Empfindungen wag' ich es, diesen unvollkommenen Versuch, Volksbildung zu befördern, zu den Füßen Ew. Hochfürstl. Durchlaucht und Hochgräfl. Gnaden! Gnaden! als ein geringes Zeichen meiner tiefen Verehrung niederzulegen. Er enthält die Geschichte eines Landes, in dessen Innern einst

Höchst Dero glorreiche Ahnen die Pforten zum Tempel des Ruhms öfneten — noch hat sie das Verdienst nicht geschlossen, noch stehen sie offen für die thatenreiche Nachkommenschaft der Heinriche.

Mit Entzücken sieht der Patriot des Reußenslandes in diesem Pantheon den Piedestal des glorreichen Kleeblattes mit Rosen umkränzt! Jauchzend umtanzt ihn die Menge froher Bürger

und in das Lied des Gesanges mischen sich die unentweihten Thränen des Greises!

Lebenswürig beharr' ich

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht!

und

Hochgräfl. Gnaden! Gnaden!

Gera
den 26. März
1803.

unterthänigster
Ernst Bornschein.

Ueber
die richtige Lesung dieses Buchs.

Wer von Euch lieben Bürger und Landleute! dies Buch recht verstehen will, muß folgende 5 Stücke dabey wohl in Acht nehmen:

1) Leset dasselbe in Gemeinschaft mit andern, also, wo möglich, nie allein, weil unter der Menge von Begebenheiten (die ich für leicht und anschaulich hielt) dennoch einige vorkommen können, wobey Ihr eines Andern Rath bedürfen mögtet. Man pflegt zu sagen — vier Augen sehen besser, als zwey. Sollte das nicht auch mit der Fassungskraft und dem Verstande des Menschen der Fall seyn? Daher seht zu, daß Ihr das Buch

2) in Gesellschaft Eures Herrn Pastors oder Schulmeisters oder irgend eines andern geschickten Mannes lesen könnet.

3) Ist es durchaus nothwendig, daß, wenn Ihr nicht im Finstern tappen wollet, Ihr Euch bey der Lesung des Buches einer Landkarte

bedient, um gleich nachzusehen, wo der genannte Ort, Fluß, Land u. s. w. liegt.

4) Leset jeden Abend nur ein Kapitel (oder einen hier bezeichneten Abend) und besprecht Euch dann, habt Ihr ihn gelesen, mit Euren Freunden über die wichtigsten Begebenheiten, die darinnen vorkommen. Dies wird Euch mehr Nutzen bringen, als eine hier ganz unnütz angebrachte Eil.

5) Sucht Eurem Gedächtnisse mehr die Hauptbegebenheiten der Geschichte und die Eintheilung der Zeiträume, als leere Jahreszahlen und nichts bedeutende Nahmen einzuverleiben — wohl indessen Euch, wenn Ihr beydes vermöget.

Sollten jedoch Verhältnisse statt finden, die Euch die Erfüllung der vier ersten Punkte unmöglich machen, so glaubt nicht, daß dies Buch nun für Euch ganz unnütz ist — nein! Ihr werdet es auch dann mit großem Nutzen lesen, welches ich von ganzer Seele wünsche.

Zu Johanni hoff' ich Euch den zweyten Band und mit ihm das Ende der teutschen d. h. bis auf unsere Zeit gehenden, Geschichte zu liefern.

Gera am 26. März 1803.

Bornschein.

Nahmen
der Subscribenten und Beförderer dieses Werks.

A.

Herr P. Agricola in Göllnitz . . . Ex. 2
= Diakonus Alberti in Hohenleuben . 2
= Schullehrer Angermann in Frankenthal 1
= Aue, Buchhändler in Cöthen . . . 2

B.

Herr Bachmann jun. in Reichenbach . . 2
= Baumann in Hohenleuben . . . 2
= Commissionsrath Bartzsch in Zeulsdorf . 1
= Cand. Theol. Beatus in Harre . . 9
als:
Herr Verwalter Bretschneider in Harre.
= Hammerbesitzer Flinsch in Blankenberg.
= Horn in Harre.
= Kaufmann Humann in Lobenstein.
= Klinger in Harre.
= Philipp daselbst.
= Conrector Schirmer in Lobenstein.
= Commerzienrath Trinks in Harre.
= Weinrich daselbst.
= Cand. Theol. Behlert in Meiningen . 6
als:
Herr Cantor Kuch in Nordheim.
= Schulkollege Schmidt in Meiningen.
= Buchdrucker Bindseil in Wolfenbüttel 8
als:
Herr Borchers zu Börsum,
= P. Franke zu Rappener.
= v. Lobethal, Klosterrath und Propst zu Braunschweig.

Herr Löhr zu Lösse.
- Riedemann in Wolfenbüttel.
- Pabst, Rademacher zu Dettum.
- Sonneburg, Zimmermann in Wolfenbüttel.
- Wahl, daselbst.

Herr Böhnert, Nadler in Gera . . . Ex. 1
- Bonitz in Wittgendorf bey Chemnitz . 8
- Böttcher in Ponitz 9

als:

Herr M. Beyer in Zschopel.
- Diezmann in Ponitz.
- M. Diezmann in Morlach.
- M. Gabler in Bornsheim.
- Gerhard in Droysen.
- Jakob in Ponitz,
- Schullehrer Kerzig in Ponitz.
- Verwalter Reimschüssel daselbst.
- Ulbrig in Droysen.

- Sekretär Bouvier in Köstritz . . 1
- Büttner in Luckau bey Altenburg. . 8

Bösesche Buchhandlung in Weißenfels. . 2
Herr Bürglen, Kunsthändler in Augsburg . 12

C.

Die Expedition der Anzeigen zu Cottbus . 15
Herr Buchhändler Craaz und Gerlach zu Freyberg 3

D.

Frau Doctor Dathe in Gera 1
Herr Schichtmeister Dieterich auf Burghammer 2
- Förster Dieterich in Steinbrücken . 1
- Dix in Porschwitz 1
- Döhler in Altenburg 8

als:

Herr Dieterich in Altenburg.
- Gras daselbst.
- Heilmann das.
- Heinrich das.
- Richter das.
- Reuschel das.
- Viehweg das.

Herr

Herr Past. Dominikus in Münchengosserstädt bey Camburg. . . . . . Ex. 4

E.

Herr Etzold in Gohren 1

F.

Herr Beckermeister Feil in Gera 1
- Fickelscherer, d. sch. Wiss. Besl. in Schleitz 8
- Franke in Gera 1

G.

Herr Schulmeister Gabler in Klosterlausitz . 8
als:
Herr Eigenth. Müller Herrmann in K. Lausitz.
- Seiler Rotsch daselbst.
- Mauermeister Schnacke daselbst.
- Schulmeister Schütze zu Tautenhayn.
- - Stockigt zu Hennsdorf.
- - Weise zu Oberndorf.
- Geitner in Gera 12
- Gerlach Collega IV. der Schule zu Eisenberg 8
als:
Herr Tischler Krause zu Eisenberg.
- Flaschner Schirmer daselbst.
- Kürschner Spohn das.
- Becker Steinbrück das.
- Gerstenberger in Lunzenau 1
- Commissionskopist Gläser in Reichenbach 2
- Buchhändler Graffée in Leipzig . . . 2
- Günther, Schulmeister in St. Aegidien 7
als:
Herr Dörfel daselbst.
- Ebert das.
- Petzold das.
- Vogel das.
- Vogel das.
- Weinhold das.

H.

Herr Haller, Hof-Buchdrucker in Gera . 6
als:
Herr Cand. Albanus in Hof.
- Rektor Helfrecht daselbst.

Herr Hartmann, Erblehn- und Gerichtsherr auf Frankenthal . . . . Ex. 1
- Diakonus Hegner in Saalburg . . 1
- Past. Heilmann in Weisbach . . 32
als:
Herr Bernhard in Vollmersheim.
- Beyerlein, Ritterg. Pachter in Weisbach.
- Brauer in Vollmersheim.
- Bräutigam in Brandrübel.
- Schuhmacher Bräutigam in Vollmersh.
- Bromme in Schiedel bey Crimmitschau.
- Döring jun. in Schmölle.
- Gabler in Weisbach.
- Geidel daselbst.
- Jokisch in Blankenhayn.
- Kahle in Vollmersheim.
- Künstler, Chirurgus in Weißbach.
- Kürschner in Vollmersheim.
- Leupold, Schull. z. Neukirch. b. Crimmitsch.
- Mehlhorn Kirchenvater in Weißbach.
- Mehlhorn in Brandrübel.
- Mehlhorn in Vollmersheim.
- Kaufmann Moritz in Weisbach.
- Cand. Pinther in Zwickau.
- Portzig in Brandrübel.
- Schellenberg, Müller in Vollmersheim.
- Seyfarth, Schullehrer in Thonhausen.
Schwitzer in Schmölle.
- Zetsche in Vollmersheim.
- Helm in Camburg 7
als:
Herr Cantor Apel in Camburg.
- Zehendmeister Bratfisch daselbst.
- Verwalter Schmidt in Posewitz.
- Schullehrer Schörneck in Schmiedehausen.
- Adjunktus Zeigermann in Camburg.
Hemmerde und Schwetschkesche Buchhandl. in Halle 1
Herr Herrmann in Elterlein . . . 1
- Accis-Einnehmer Herold in Annaburg 10
- Ger. Inspector Hertel in Elsterberg . 36
- Rector Hölzer in Lobenstein . . . 1
- Amts-Verwalter Humann in Grosleben bey Merseburg 1

J.

Herr Amtmann Jahn in Saalburg . Ex. 1
• Chirurgus Jahn daselbst 1
• Jakobäer, Buchhändler in Chemnitz . 6
• Pastor Jänike in Roben 1
• Studiosus Jänike in Halle . . . 1
• Pastor Ihle in Rittmitz bey Döbeln . 17
als:
Herr Tuchmacher Goldmann in Döbeln.
• Handrack, Kinderlehrer in Neschkowitz.
• Hempel, Kaltrechnungsführer in Trebnitz.
: Hempel, Wagner in Gärtitz.
: Jahn, Oekonomieverwalter in Neschkowitz.
: Keyser, Gärtner in Gärtitz.
• Mehnert, Kinderlehrer daselbst.
• Mehnert, Glaser in Neschkowitz.
• Oehmichen, Gutsbesitzer in Niederlütschera.
• Oehmichen, Gutsbesitzer in Trebnitz.
• Roßberg, Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Zunschwitz.
• Rüdiger, Oekonomieverwalter in Oberwuzwisch.
• Schmidt, Schneider in Döbeln.
• Thomas, Klosterpachter daselbst.
• Wittig, Bürger daselbst.
: Wog, Huf- und Waffenschmidt daselbst.
: Cantor Illgen in Roßwein . . . 6
: Cantor Illgen in Saalburg . . . 8

K.

Herr Diakonus Kämpfe in Saalburg . . 2
• Schullehrer Kieß in Schmölle . . 14
als:
Herr Bauer, Cosmüller daselbst.
• Biedermann, Schneider das.
• Kind, Weisgerber das.
: Kahrt, Weisgerber das.
• Bretschneider, Rector das.
• Kreß, Grenzkommissar das.
• Kirchner, Rothgerber das.
• Kunze, Kürschner das.
• Lummer, Weisbecker das.

Herr Müller, Hausmüller in Schmölle.
- Otto, Schumacher daselbst.
- Rudolf, Organist das.
- Scheffler, Weisbecker das.
- Zippe, Weißgerber daselbst.

Herr Koppe in Elterlein . . . . Ex. 1
- Kopist Kölbel in Penig 4
als:

Herr Bacc. Böhme in Penig.
- Finanz-Commissär Bornwasser daselbst.
- Superintendent v. Plänkner das.

- Kritsch in Rudolstadt 1
- Schullehrer Kyber in Niederlungwitz . 34
als:

Herr Schullehrer Alberti in Thurm.
- Auerbach, Gärtner in Niederlungwitz.
- Bachmann, Kaufmann in Thurm.
- Böttcher, Schullehrer in Wernsdorf.
- Dörr, Richter in Niedermölsen.
- Dürrschmidt, Schöppe in Niederlungwitz.
- Friedrich, Schullehrer in Lobsdorf.
- Günther, Schullehrer in St. Aegidien.
- Haberkorn, Schneider in Niederlungwitz.
- P. Harrbach, in St. Aegidien.
- Hartig, Gärtner in Niederlungwitz.
- Held, Strumpfwirker daselbst.
- P. Herrmann in Lobsdorf.
- Dähnig, Kaufmann in Glaucha.
- Kleindienst, daselbst,
- Medike, Gärtner daselbst.
- Medike, Ger. Schöppe in Niederlungwitz.
- Püschmann, Hochgräfl. Schönb. Schaafmeister in Wernsdorf.
- Rabe, Müller in Glauche.
- Rabe, Gräfl. Unterförster in Glaucha.
- Rabe, Huffschmidt daselbst.
- Rüger, Oekonomie Besl. in Thurm.
- Schubert, Gutsbesitzer in Stangendorf.
- Tirschmann, Gutsbesitzer in Niederlungw.
- Tirschmann, Richter daselbst.
- Walther, Kürschner in Glaucha.
- Weiße, Kirchenvorsteher in Niederlungwitz.

Herr Wendler, Kirchenvorsteh. u. Hufschm. das.
- Wienold, Gutsbesitzer daselbst.
- Walenti, Papierfabrikant daselbst.
- Wienold, Gutsbesitzer in Wernsdorf,
- Winkler Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Elzenberg.
- Zahn, in Niederlungwitz.

Herr Kyber, Buchbinder in Glaucha . . . Ex. 16
als: Herr Bergmann in Lichtenstein.
- Friedrich in Glaucha.
- Gimpel in Crumbach.
- Härtel in Lichtenstein.
- Jähnig, Kaufmann in Glaucha.
- Koch, in Oelsnitz.
- Richter in Glaucha.
- Schaarschmidt in Lichtenstein.
- Schutt in Glaucha.

L.

Herr Eigenth. Müller Linke in Grosleben b. Merseb. 1

M.

Herr Weisbäcker May in Schmölle 1
- Martin in Schönbach 7
- Hofbuchdrucker Maucke in Schleitz . . 2
- P. Maurer in Großnaundorf bey Gräfenthal 1
- Actuarius Mehlhorn in Saalburg . . 1
- P. Michael in Eybenstock 16

als: Herr Cand. Brummer in Eybenstock.
- Rektor Brummer daselbst.
- Oberpfarrer Clausnitzer in Pretzsch.
- Diakonus Ficker in Eybenstock.
- Postmeister Fleckeisen in Eybenstock.
- Flaschenmeister Fuchs das.
- Senator Gündtel das.
- Rathskämmerer Gündtel das.
- D. Haase das.
- Creiß-Amtm. Hasper in Schwarzenberg.
- Cantor Junghans in Eybenstock.
- Kirchenvorsteher Lorenz daselbst.
- Kaufmann Lenk daselbst.
- Stadtrichter Michael das.

Herr Milker, Hufschmidt in Schmölle . . Ex. 1
- Schulmeister Mordig in Dorna . . 6
- Eigenthumsmüller Müller in Jägerndorf 8
- Kürschner Müller in Schmölle . . 1
- Nadler Müller in Chemnitz . . . 8

N. O.

Herr Zinngießer Obwald in Schmölle . . 1

P. Q.

Herr Palm, Buchhändler in Erlangen . . 2
- Nadler Pröhl in Altenburg . . . 1

R.

Herr Cand. Ramsdorf in Lösnitz . . . 1
- Oberförster Räithel in Lichtenstein . . 16
- Conrector Riedel in Reichenbach . . 8
- Cand. Richter in Werben in der Altmark 8
als: Herr Provisor Arnd in Werben.
- Behrens jun. daselbst.
- Kaufmann Eckhof das.
- Henschke, Oberküster u. Mäd. Schull. das.
- Freysasse Lüdecke aus Germenschlage.
- Ragotzky in Werben.
- Demoiselle Richter in Zörbig in Sachsen.
- Herr Lieutnant von Scheerer auf Neugoldbeck.
- Rittergutsbesitzer Roßberg in Zunschwitz . 8
- Rothe in Kraftsdorf 1

S.

Herr Kaufmann Schatz in Erfurth . . . 2
- P. Scheibe in Thalbürgel . . . 8
- Schulmeister Schramm in Oberalbersdorf 1
- Schmidt in Rochlitz 8
- Rector Schmidt in Pößneck . . . 7
- Kaufmann Schönemann in Crimmitzschau 1
- Apotheker Schubert in Hohenstein . 2
- Schultig in Chemnitz 1
- Schöne, Schneider in Sebnitz b. Neust. Stolp. 8
als: Herr Hentsch, Zeug- u. Leinweb. in Sebnitz.
- Hesse, Gebrüdere, Zeugmacherges. das.
- Oekonom Keilpflug das.
- Gutsbesitzer Kleeditz das.
- Kaufmann Weber das.

Herr Schumann in Zwickau . . . . Ex. 14
als: Herr Göbel in Mennigswalde.
- Rector Grosse in Crimmitschau.
- Cantor Häberlin in Lunzenau.
- Hauschild in Rudelswalde.
- Heuner in Janiswalde.
- Kaufmann Jermisch in Glaucha.
- Köhler in Janiswalde.
- Knolle daselbst.
- Kurde das.
- Gymnasiast Meister in Chemnitz.
- Nonnig in Heukenwalde.
- Reinhold in Mennigswalde.
- Rühling in Hermsdorf.

Frau Thomasin in Janiswalde.
- P. Seyffarth in Wolfgefährdt . . . 1
- Hofpostsecretair Sergel in Dresden . . 4
- Kaufmann Seyde in Ronneburg . . . 1
- Organist Sorge in Lebenstein . . . 1
- P. Steinbeck in Langenberg . . . 1
- Gymnasiast Straube in Altenburg . . . 1
- P. Spitzner in Oberalbersdorf . . . 1
- Koch Spöhrl in Gera 1

T.

Herr Tänzler in Mittelreitnitz 1
- Teichfuß, Gleits-Einnehmer in Veitsberg 8

als: Herr Greichen in Veitsberg
- Krienitz das.
- Plöttner das.
- Pufe in Zesen.
- Schreck in Veitsberg.
- Trautloff das.
- Wolf in Wünschendorf.

- D. Thamerus in Gera 1
- P. Tömmlich in Unterbodnitz . . . 1
- Archidiakonus Trautmann in Kahle . 15

als: Herr Cand Avenarius in Cahle.
- Curth, Seilermeister das.
- Döpel in Zöllnitz.
- Grödel, Tuchhändler in Cahle.
- Grübelin, Apotheker das.

Herr Kämpfer, Stadtkirchner in Cahle.
- P. Knabe in Seitenrode.
- Patzig, Amtsvoigt in Cahle.
- Reimann, Amtscommissär daselbst.
- Schmidt, in Gumperda.
- Stopfel, Floßmeister in Cahle.
- Stopfel, Commiß.Sekr. u. Burgerm. das.
- Schullehrer Unger in Zöllnitz.
- Weise, Mauermeister in Cahle.
- Westhof, Hofadvocat das.

U. V.

Herr Ungerland in Polzig . . . Ex. 1
- Postverwalter Vater in Crimmitzschau . 1
- Notarius Venus in Zittau . . , 63

als: Herr Gymnasiast Bischof in Zittau.
- Bittrich Handelsm. in Seifhennersdorf.
- Claus, Tischler das.
- Kühnel, Leineweber das.
- Loos, Schneider in Zittau.
- Meißner, Leineweber in Seifhennersdorf.
- Richter, Schuladjuvant das.
- Richter, Kirchner das.
- Richter, Schneider das.

- Vetter, Chirurgus und Besitzer einer Lesebibliothek in Forsta in der Ober-Lausitz . 8
- Voigt in Gera 1

W.

Herr Peruquier Wengler in Jüterbogk . . 11
- Graf von Werthern in Zeitz . . 1
- Gymnasiast Wokkast in Bautzen . . 2

Z.

Herr Zange, Cand. d. G. G. in Dornheim b. Arnst. 8
- Zimmermann, Buchhändler in Wittenberg *

Einleitung.

An einem schönen Herbstabende, wo die Luft noch nicht sonderlich kühl war, saßen der Bauer Niklas, Tobias und einige andere Einwohner in Liebsdorf unter der großen Linde, die vor dem Hause des Erstern stand. Sie schwatzten ziemlich traulich von den Begebenheiten der Vorzeit, in welcher ihre Ur-Ur-Großväter und Mütter gelebt hatten. Niklas behauptete, daß die Zeiten damahls besser gewesen seyen, als ietzt; Tobias hingegen meynte, daß gerade das Gegentheil statt fände. Bey diesem Streite, der jedoch ohne sonderliche Hitze abging, gewann jede Parthey ihre Anhänger; ieder brachte Gründe dar und suchte seine Meynung als die bessere darzustellen. Endlich schlug sich ein alter Greis, der Schulze des Dorfs, ein weiser und kluger Mann, ins Mittel.

„Ihr habt beyde vollkommen Recht, sagt' er. Hört aber, auf was für Art? Ehemahls gab es bessere Zeiten, als ietzt, denn alle Bedürfnisse des Lebens waren wohlfeiler; ein Scheffel Getreide kostete nur wenige Groschen; auch waren die Menschen nicht so gar arg in Unarten und Laster versunken, als ietzt; die Tugend galt viel, statt daß man sie in unsern Zeiten öfters kaum dem Nahmen nach kennt; ein sittsames Mädchen stand

in hohen Ehren, statt daß man heut zu Tage bedenklich den Kopf schüttelt, und spöttelt, wenn ein Mädchen gar zu sittsam ist. Trug und Lug giengen unter den Menschen nicht so im Schwange; Oekonomie und Sparsamkeit herrschten in jedem Hause, wo heut zu Tage Verschwendung und Geitz in gleichem Maaße eingerissen sind. Sieh Niklas — in so ferne hast Du vollkommen Recht. Indessen kann ich auf der andern Seite meinem Vetter Tobias auch nicht entgegen seyn. Unser Zeitalter hat troz alle den Tugenden wiederum viel, sehr viel vor dem ehemahligen voraus, denn es ist aufgeklärter, weiser, erfindungsreicher und menschlicher geworden. In den grauen Tagen der Vorzeit wußte man von den Künsten und Wissenschaften, deren wir uns iezt freuen, gar nichts. Hauptsächlich gab es im Stande der Bauern rohe, düstere Menschen, die allenfalls wußten, daß sie Menschen wären. Ihre Vernunft glich einem Kinde, das weder sprechen noch gehen kann; und die Summe ihrer Kenntnisse bestand höchstens darinnen, daß sie den Bau ihres Ackers zu behandeln wußten, doch — selbst diese Kenntniß war nur unvollkommen. Sie konnten weder schreiben noch lesen, bey ihnen fand man kein Buch, denn die Kunst, Bücher zu drucken, war damahls noch nicht erfunden.

Leider! bin ich zu einfältig, um euch das alles so recht zu erklären, wie ich wünsche — aber vielleicht kommt der Herr Pastor noch ein Bischen zu uns (denn der Abend ist so schön) der wird auch darinnen ein helleres Licht aufstecken können.

Und kaum hatte der Greis diese Worte gesprochen, als sich der Herr Pastor, der eben von einem Spazier-

gange zurückkehrte, um die Ecke wand. Sie sahen ihn kommen, standen auf und giengen ihm ehrerbietig entgegen. Der Herr Pastor grüßte sie recht freundlich, schüttelte iedem die Hand und fragte nach seinem Wohlbefinden. Sie antworteten mit Zufriedenheit und nahmen auf des Herrn Pastors Verlangen auf ihren Sitzen wiederum Platz. Er selbst setzte sich auf einen fein gepolsterten Stuhl, den ihm Niklasens Frau aus der Stube als einen Ehrensitz gebracht hatte.

Als sie nun so da saßen und schwatzten, brachte Niklas das Gespräch von den bessern Zeiten wieder auf die Bahn. Er sagte dabey dem Herrn Pastor seine und Tobiesens Meynung und verschwieg ihm auch das Bestreben des Greises nicht, iede ihrer Meynungen für wahr und richtig zu erklären.

Vater Marx (so hieß der Greiß) nahm nun der Herr Pastor das Wort, hat allerdings Recht. So verschieden unsere Zeiten gegen die ehemahligen sind, so haben sie doch beyde ihre besondern Vorzüge. Indessen hat Tobias richtig geurtheilt, so bald es hier auf die Frage ankommt: Welches Zeitalter ist klüger und einsichtsvoller? Das ehemahlige, oder das unsrige? Und dann muß denn freylich jeder Partheilose antworten: Das unsrige, da von allen Künsten und Wissenschaften, die in spätern Zeiten erfunden wurden, unsere Vorfahren, die alten Teutschen, fast gar nichts wußten. Dies gieng denn auch ganz natürlich zu.

Keine Sache in der Welt ist bey ihrem Ursprunge gleich vollkommen gewesen. Wollt ihr aus einem Baumstamme ein Bildniß schnitzen, so gehört mancher Schnitt und mancher Hobelgriff dazu, ehe es damit so weit kommt,

Grade so gieng es mit der Ausbildung des Menschengeschlechts in allen Reichen und Staaten der Welt. Unser Zeitalter hat Vorzüge gegen die ehemahlige Roheit — doch hat diese Roheit sich nur nach und nach verlohren; doch haben diese Vorzüge nur allmählig sich entwickelt. Auch ist eine Kunst, eine Wissenschaft, die man erfand, nicht auf den ersten Augenblick das gewesen, was sie ietzt ist. Nehmt zum Beyspiel, um mit Marxen zu reden, die Buchdruckerkunst. Wie roh, wie einfach, wie unbeschliffen war diese Kunst, als sie gleichsam noch in der Wiege lag. Nur nach und nach gelang es den Künstlern der spätern Zeit, sie zu vervollkommnen. Und so — lieben Freunde! ist es mit jeder Sache in der Welt gegangen.

Sollten wir also nicht froh seyn, daß wir jetzt leben? Unsere Vorfahren waren wilde, rohe, unwissende Menschen — sie waren Heyden, die von Gott nichts wußten. O! lässet uns ihm danken, daß wir verständiger und weiser sind, als sie.

„Das ist wahr, Herr Pastor! sagte Niklas und ich seh' es ein, daß mein Gevatter Tobias Recht hat. Unsere Zeiten sind besser als die ehemaligen. — Aber sagen Sie mir doch, welche Nation hat denn die Buchdruckerkunst erfunden?

Pastor. Die Teutsche.

Niklas. Also unsere Vorfahren? Je! das ist ja prächtig — ey! sehen Sie doch, das hab' ich noch nicht gewußt.

Pastor. O! die teutsche Nation hat sich noch weit mehrerer Erfindungen zu rühmen. Nicht wahr — mancher von euch geht gern auf die Jagd und wie

oft habt ihr schon bey euren Freunden in der Stadt dem Scheibenschießen beygewohnt — aber ich will wetten, keiner von allen weiß noch, wer das Pulver erfunden hat?

Einige. Ich weiß es wahrhaftig nicht!

Niklas. Etwa auch einer von unsern teutschen Vorfahren?

Pastor. Allerdings.

Tobias. Je! wie hieß denn der ehrliche Mann?

Pastor. Berthold Schwarz. Er war ein Mönch. — Um euch noch ein anderes Beyspiel zu geben: Ihr Niklas habt euch neulich in der Stadt bey unserm Freunde, dem Uhrmacher Böttcher, eine schöne silberne Uhr gekauft. Welch' eine vortrefliche Erfindung ist nun die Uhr, die uns so richtig die Zeit bestimmt. Davon wußten unsere Vorfahren nichts. Sie mußten sich bey der Berechnung der Stunden des Tages und der Monate bloß nach der Sonne und dem Monde richten und nur die Römer, ein hell erleuchtetes Volk, das sich durch die Griechen bildete, bedienten sich einer Art Wasseruhren, die aber (wie ihr leicht denken könnet) ungemein beschwerlich waren. Und doch weiß wohl gewiß keiner von euch, wer die Uhren erfunden hat?

Niklas. Nun? etwa auch ein Teutscher?

Pastor. Allerdings! — Seht! lieben Freunde! so viele Vorzüge haben unsere Landsleute vor die noch ältere Welt. Ihnen haben wir Künste und Wissenschaften zu danken, die uns äußerst schätzbahr sind,

denn nur sie erleuchten den Verstand und bessern das Herz. Ohne diese Künste wären wir in jedem Betrachte sehr unglückliche, beklagenswerthe Menschen. Ja selbst der Boden, auf dem wir wohnen, erzeugt Früchte, Steine rc. die wir ohne jene gewonnene Kenntniß nicht zu behandeln verstünden. Und so könnt' ich euch noch tausend Beyspiele anführen, die Tobjesens und meine Behauptung beweisen.

Ueberhaupt hat sich keine Nation in der Welt in Rücksicht ihrer ehemaligen Roheit und dunkeln Begriffe, die sie von den meisten Dingen hatten, schneller gebildet, als die Teutsche. Sie hat in ihrem Bildungsfache die bewundernswürdigsten Fortschritte gemacht und fast alle andere Nationen übertroffen. Besonders merkwürdig ist in Hinsicht der Sprache und der Literaturkultur das eben abgelaufene achtzehnte Jahrhundert. Doch — nähere Beweise würden mich zu weit führen, da die Geschichte der Teutschen von ungemein großem Umfange ist.

Hier schwieg der Herr Pastor und zog die Uhr heraus, um nach der Zeit zu sehen, denn es war schon spät. Man sah es seinen Zuhörern an, daß sie etwas auf dem Herzen hatten. Er merkte dies und fragte sie lächelnd, ob sie ihm etwas zu sagen hätten?

Niklas nahm, wie gewöhnlich, das Wort und sagte:

„Wenn, lieber Herr Pastor! werden Sie uns denn wieder etwas erzählen? Wir erinnern uns noch mit Vergnügen der angenehmen Abende in Ihrem Garten, wo Sie uns die Geschichte des General Bonapar-

te *) und des Doktor Luthers **) mittheilten. Wie uns unsere Weiber gesagt haben, so wird auch die Madam Gutwill ***) ihnen in den langen Winter-Abenden etwas erzählen. Urtheilen Sie nun selbst — mit was sollen wir uns denn die Zeit vertreiben? In unserer Wirthschaft können wir nichts handthieren, die Weiber spinnen und die Kleinen schlafen. Immer schwatzen mit einander kann man doch auch nicht, weil man sich ausspricht — aber wenn sie uns wiederum (wie diesen Sommer) etwas von einem berühmten Mann erzählen, dann haben wir die ganze Woche über Materie, von der wir uns unterhalten können.

Pastor. Ihr habt Recht, lieben Freunde! Da der Winter und die langen Abende nahen, so erfordert es meine Liebe zu euch, daß ich das Aemtchen eines Erzählers wieder antrete. Nur leb' ich noch in Zweifel, was ich euch eigentlich erzählen soll?

Niklas. (lächelnd) Je nun — da wüßt' ich schon Rath.

Pastor. Desto besser. Nur heraus.

Niklas. Ich dächte, Sie erzählten uns etwas von den Männern, die die Buchdruckerkunst, das Pulver und die Uhren erfunden haben.

Pastor. Hm! der Stoff würde wohl nicht hinreichend seyn, um euch den ganzen Winter hindurch

---

*) S. das Volksbuch: Leben und Thaten des General Bonaparte. 2te Aufl.

**) S. Leben und Meynungen des seel. Hrn. Dr. M. Luther.

***) S. Leben der Madam Bonaparte.

zu unterhalten. Indessen bringt ihr mich unvermerkt auf einen Gedanken, den ich vorher nicht gehabt habe.

Alle. Und der heißt?

Pastor. Ich sehe nur zu deutlich ein, daß ihr mit so manchen wissenswerthen Dingen unbekannt seyd, die besonders die Geschichte unseres Vaterlandes angehen. Und mich dünkt! die sollte doch ein jeder wissen, wenn er den Nahmen eines Teutschen mit Recht führen will. Wohlan! ich will euch (eben wie vorher) alle Sonntage Abends ein Stück aus der teutschen Geschichte erzählen. Dabey sollet ihr erfahren, wie unsere Vorfahren beschaffen waren, wie sie dachten und handelten, ob sie, so wie wir, Begriffe und Kenntnisse von dem höchsten Wesen hatten und endlich in welchem Zustande sich ihr Gewerbe und ihre häuslichen Einrichtungen befanden. Dann sollt ihr aber auch ihre Kriege und ihre Thaten, ihre großen Männer, die Grenzen, Eroberungen und Schicksale ihres Reichs, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Künstler, Gelehrten und Helden, kurz — alles das kennen lernen, was diese Nation nur immer merkwürdiges aufzuzeigen hat.

Die Bauern klatschten für Wonne und Entzücken in die Hände — und wenn sie die Hochachtung und Ehrerbietung nicht abgehalten hätte, so wären sie dem Herrn Pastor im Taumel der Freude um den Hals gefallen.

„Das ist allerliebst! rief der Bauer Niklas — nur ewig Schade, daß es Winter wird und daß deshalb unsere Freunde in der Stadt an unserer Freude nicht Theil nehmen können!“

Warum denn nicht? entgegnete der Herr Pfarrer — Sie können ja des Sonntags Nachmittags herauskommen und den Montag früh wieder nach Hause gehen. Jeder von euch behält seinen Freund bey sich. Und wenn der Herr Amts-Schösser Ludwig mitkommt, so kann dieser allemahl bey mir übernachten.

Das ist auch wahr, antwortete Tobias, so sind wir ja auf einmal aus aller Verlegenheit. Ja! ja! unsere Freunde aus der Stadt müssen durchaus dabey seyn. Es wär' auch nicht halb Recht, da sie doch Bonapartes und Luthers Geschichte mit angehört haben.

Der Herr Pastor verabredete nun die Einrichtung des Ganzen mit seinen Beichtkindern. Es ward beschlossen, daß allemahl des Sonntags Abends die große Schulstube geheitzt werden und zu diesem Holzaufwande ieder seinen Beytrag Holz liefern sollte. Mit Vergnügen erbot sich jeder dazu.

Indessen vergiengen noch einige Wochen, ehe der Winter eintrat. Als dieser nun erschien, verschob der Herr Paster seinen Unterricht nicht länger. Er ließ den Bauern den ersten Tag bestimmen und diese meldeten dies wieder den lieben Bürgern in der Stadt, welche dann auch keinen Augenblick verweilten, sondern sich des Sonntags Abends, trotz des Schneewetters, bey guter Zeit in Liebsdorf einstellten, um der Abrede gemäß an der Erzählung des Herrn Pastors Theil zu nehmen.

Die große Schulstube ward geheitzt. Der Herr Cantor Säuberlich (ein junger, belesener Mann, der seit wenigen Wochen erst sein Amt angetreten hatte) sorgte für Bänke und Stühle und auf dem Tische stand

eine Lampe mit vier Armen, die das ganze Zimmer ziemlich hell erleuchtete. Unter den Zuhörern befanden sich die uns schon bekannten Bürger, als der Gastwirth Müller, der Schneider Wenzel, der Beutler Siegismund, der Zinngießer Wecker, der Nadler Horst und der Seifensieder Perls. Doch blieb der Amtsschreiber Ludwig wegen überhäufter Amtsgeschäfte diesmal weg. Unter den Bauern waren besonders Niklas, Tobias, der alte Marx, Philipp, Peter und eine ganze Menge junger Leute zu finden. Mitten drinne saß der alte, biedere Greiß mit Silberhaaren geschmückt, unser Herr Pastor Ehrlich und sprach also:

Erster Abend.

Ich habe Euch, lieben Freunde! die ganze teutsche Geschichte von ihren frühesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag zu erzählen versprochen und fühle nur allzu wohl, welch' einem schwürigen Unternehmen ich mich zu unterziehen gedenke. Dennoch will ich muthig ans Werk gehen und euch nach meinen Kräften alles das mitzutheilen suchen, was euch zu wissen nöthig ist. Dabey kann es wohl kommen, daß ich hier und da Kleinigkeiten, die (wenn ich sie auch erwähnte) für euch durchaus gar keinen Nutzen haben würden, übergehe, ohne jedoch dabey dem nothwendigen Zusammenhang der Geschichte zu schaden. Hingegen werd' ich mir's auf der andern Seite auch wiederum zur Pflicht machen, alles das in meinen Vortrag zu verflechten, was euch durchaus zu wissen nöthig ist, falls

ich mir nicht selbst den Vorwurf eines seichten und oberflächlichen Erzählers zu Schulden kommen lassen will. Dabey soll es mich unendlich freuen, wenn ihr mich (wie ihr dies sonst bey meinen Unterhaltungen zu thun pflegtet) mit Fragen unterbrecht, wo euch die mindeste Dunkelheit begegnet —; denn bleibt die kleinste ohne Licht, so dürfte auch der gehoffte Nutzen für uns alle nur klein seyn.

Es ist sehr schwer, meine Freunde! begann nun der Herr Pastor seine Erzählung, ein vollständiges Gemählde von einer Nation zu liefern, deren Geschichte sich bis in das späteste Alterthum der Vorzeit verliehrt, wo es leider noch keinen Geschichtschreiber gab, der uns die vorzüglichsten Thaten derselben aufgezeichnet hätte. Dieser Mangel findet besonders bey der teutschen Nation statt; ihr giengen nicht nur alle Künste, sondern auch Bildung und Wissenschaften ab. Alles was wir daher von ihnen wissen, bestehet von diesem Zeitpunkt an blos in einigen Sagen und Volksliedern, die die Dichter der damahligen Zeit hinterließen und welche von andern gebildetern Nationen auf uns übergetragen wurden — doch sind auch diese so unvollkommen und einseitig, daß man daraus fast nichts weiter abnehmen kann, als die Gewißheit, daß es wirklich ein solches Volk gab. Die Römer allein waren es, die uns etwas Bestimmtes von den Teutschen aufgezeichnet haben — hätten uns auch diese verlassen, so würden wir in Rücksicht des Entstehens der teutschen Nation vollends ganz im Dunkeln tappen.

Diese (welche das heutige Italien bewohnten und ein kluges, gebildetes Volk waren) nannten die Teutschen Germanen und ihr Land Germania. Doch scheinen sie aus diesem Lande blutwenig gemacht zu haben, indem einer ihrer Schriftsteller, Seneka von demselben behauptet: „Ewiger Winter ruhe auf diesem Lande, immer traure sein Himmel, alle Flüsse starrten über ein halbes Jahr von Eis und eben so verschließe tiefer Schnee den Boden.“ Seneka hatte nicht ganz Unrecht, denn die Teutschen waren ein höchst rohes, ungebildetes Volk, das auf die Uhrbarmachung ihrer Felder und Aecker gar keine Zeit wendete: über den Boden seiner Heymath dehnten sich Tagelange Wälder aus; man sah da keinen Garten, nur eine ewige Wüsteney umhüllte die Gegend.

Müller. Wo wohnten denn eigentlich die Teutschen?

Pastor. Die Römer begriffen unter Germanien das von der Donau, dem Rhein, der Nordsee, Ostsee und den Wäldern Sarmatiens (des heutigen Pohlen) begränzte Land. Einige rechneten auch noch Skandinavien (Schweden) dazu. Gallien (das heutige Frankreich) war den Teutschen alles, was jenseits des Rheins bis an das Weltmeer und die pyrenäischen Gebirge lag. Der zwischen der Seine, Marne und dem Rhein gelegene Bezirk insbesondere hieß Belgien (die heutigen Niederlande). Den größten Theil der Schweiz zählte man zu Gallien und nannt' es Helvetien. Die östlichen Alpen und die von dem Fuß derselben bis an die Donau und Pannonien (Ungarn) sich erstreckenden Länder waren unter dem Nahmen Rhätien (an dem

Ursprung des Rheins und dem Bodensee) Vindelicien *), (bey Augsburg, an dem Lech und bis an den Ausfluß des Influßes) Noricum **) (bey Wien und Grätz, zwischen dem Inn und Kahlenberg) und Istrien (bey Triest und Aquileja) bekannt.

Den Nahmen Teutsche leitet man größtentheils aus dem alten Völkerstamme der Teutonen her, welche ursprünglich das erste teutsche Volk gewesen zu seyn scheinen, oder auch aus dem Worte Teut (Theisto) dem Gott der Teutschen. Die Benennung Germanen erhielten sie, wie ich schon bemerkt habe, von den Römern und zwar zu der Zeit, als einige ihrer Stämme über den Rhein giengen und die Gallier aus den Gegenden jagten, die ietzt das Lütticher Gebiet ausmachen. Viele halten auch den Askan, einen Enkel des Noah, für den Stammvater der Teutschen. Aber wer will das so genau wissen?!

Da uns nun die Grenzen und der Nahme dieser alten Nation hinlänglich bekannt sind, so ist es wohl nöthig, daß wir auch ihren Charakter, ihre Sprache, Kleidung, Sitten und ihre Religion, kurz alles das kennen lernen, was uns nur irgend an einem Volke interessiren kann, von dem wir selbst herstammen.

Vor allen Dingen laßt uns ihre körperliche Bildung näher betrachten.

Die Bewohner Germaniens zeichneten sich hauptsächlich durch einen festen Körperbau aus. Ihre Au-

---

*) Es ward auch das zweyte Rhätien genannt.

**) Die Bewohner dieses Landes waren Taurisker.

gen waren blau, die Haare goldgelb, ihre Muskeln kraftvoll, ihre Stärke jeder Gefahr trotzend, ihr Fleisch fest und nervigt, die Farbe weiß und der Blick ihres Auges glühend und Furcht erregend. Denkt euch mit solchen Eigenschaften einen alten Teutschen und ich glaube sicher, daß sich ein jeder von uns vor ihm fürchten würde. Die Bläue der Augen schien, besonders bey dem weiblichen Geschlechte in dem Gebiete der benachbahrten Nationen Beyfall zu finden; denn es haben sich Lobgedichte auf teutsche Mädchen aus jenen Zeiten bis auf die unsrigen erhalten, worinnen besonders die regelmäßigen Züge ihrer Bildung, die gesunde Farbe ihres Gesichts und ihre goldgelben Haare gerühmt werden. Die Haare insbesondere standen bey den benachbahrten Völkern in so großem Ansehen, daß die römischen Frauenzimmer, die dem Putze sehr ergeben waren, das teutsche Haar mit vielem Köstenaufwande kauften, und da dieses am Ende nicht mehr hinreichend war, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, eine Seife erfanden, die dem ihrigen die Farbe des Teutschen zu geben wußte.

Die Sprache der Teutschen war wild und unbiegsam und wahrscheinlich eine erborgte, die nach und nach aber so viel Eigenthümliches gewann, daß man den darinnen liegenden Ursprung nicht mehr erkennen konnte. Die Römer fanden sie so hart, daß ihre Zunge die Worte derselben kaum aussprechen konnte. So kommen zum Beyspiel in der damahligen Periode (Zeitraum) die unbiegsamen Nahmen Ingävonen (Einwohner) Ariovist (Ehrenfest) Hertha (Erde) vor.

Ihre Kleidung war ziemlich einfach und ohn' alle Kunst geordnet. Ein bloßes Fell, ohne Nath, nur mit

einigen Stichen über den Achseln zusammen gehalten, breitete sich über ihren Körper aus. Das Haupt war unbedeckt; man band das Haar entweder oben auf dem Wirbel in einen Busch zusammen, oder scheitelte es, viele ließen es auch in Locken über die Schultern herabfallen. Die Frauenzimmer fanden jedoch späterhin an dieser wilden Sitte, sich in Thierfelle zu kleiden, kein Behagen mehr; ihre Eitelkeit, die wahrscheinlich von den Römern zu ihnen gekommen war, erfand die Leinewand, aus welcher sie sich Hemden und Gewänder fertigten und solche mit schmaalen Purpurstreifen verbrämten.

So unvollkommen und schwankend die Sprache und Kleidung der alten Teutschen war, so fest und bestimmt erschien ihr physischer (natürlicher, körperlicher) und sittlicher (geistiger) Charakter. Wir wollen vor allen Dingen den ersten etwas näher beleuchten.

Die Teutschen liebten den Krieg, die Freiheit und die Unabhängigkeit über alles. Nichts in der Welt hatte so viel Reitz für sie. Nur derjenige ward mit ihrer Achtung beehrt, der zeitig die Lanze schwingen und den Schild tragen konnte. Daher kam es, daß, sobald ein Jüngling mannbahr ward, die Nation ein großes Fest feyerte; die Aeltesten der Gemeinde, aus der er stammte, überreichten ihm ein Schwerdt, um ihn einmahl für allemahl für den Krieg empfänglich zu machen. Der Jüngling sog diese Grundsätze frühzeitig ein und sobald er von seinen Waffen Gebrauch machen konnte, sah man ihn auch im offenen Felde mit dem Feinde in Kampfe. Dieser Geist des unaufhörlichen Krieges verbreitete sich über alle ihre Handlungen;

selbst in ihre Spiele, in ihre Gastmähler, Hochzeiten und Volksversammlungen verlohr er sich. Er stand bey ihnen in so hohem Ansehen, daß sie sich schämten, wenn sie nicht stets in ihm weben und handeln konnten. Gab es daher in ihren eigenen Grenzen keinen Krieg, so schlugen sie sich zu andern Völkern, die etwa in ihrer Nähe wohnten und standen ihnen gegen ihre Feinde bey. Fand aber auch dies nicht stand, so giengen sie auf die Jagd und kriegten mit wilden Thieren, versuchten ihre Waffen und Stärke an diesen und kehrten nicht eher aus den Wäldern zurück, bis sie sich mit der Haut des erlegten Feindes schmücken konnten.

Perls. Gab es denn in dem Lande der Teutschen viele wilde Thiere?

Pastor. O! die Menge. Es war auch fast nicht anders möglich. Sie fanden hier Schutz und Obdach genug, die Wälder waren groß und breit. Es hielten sich darinnen Bären, Wölfe, und Füchse, auf.

Die Teutschen hatten den Grundsatz, man müsse alles mit Blut erkaufen — Das Gegentheil war unerlaubt und schändlich. Mithin überliessen sie die Sorge für den Feldbau nur den Weibern und abgelebten Greisen; sie selbst bekümmerten sich nie darum. Was dann jene nicht vermogten, übertrugen sie den Sklaven oder Leibeigenen.

Wenzel. Die hatten sie auch?

Pastor. Allerdings.

Niklas. Wo bekamen sie denn diese her?

Pastor. Ihr müßt wissen, daß sich die teutsche Nation in 3 Klassen, nämlich in Edle, Freye und Leibeigene theilte. Woher sie eigentlich den

ersten

ersten Stand, die Edle (Edelleute) nahmen, kann man aus der Dunkelheit ihrer frühern Geschichte ohnmöglich erklären, wahrscheinlich erhielten nur diejenigen diesen ehrenvollen Nahmen, die sich besonders im Kriege durch ihre Tapferkeit und die Menge der erschlagenen Feinde hervorgethan hatten. Das Volk bewunderte sie deshalb und zeichnete sie bey seinen Gastmählern und Zusammenkünften aus, ließ sie den obersten Sitz einnehmen und besang ihre Thaten in Gedichten, wo man sie edle Mannen (Männer) nannte. Die Söhne dieser Tapfern nahmen sich dann ihre Väter zum Vorbild und suchten ihnen in ihren wackern Handlungen nachzuahmen — und so bildeten sich allmählig ganze Familien, die man mit dem Nahmen ädle Leute (oder Edelleute) zu benennen pflegte. Ueberdies ergiebt sich auch aus der ältesten teutschen Geschichte mehr als einmahl, daß sich unter ihnen ein mächtiger adlicher Stamm befand, aus dem sie ihre Herzoge wählten.

Tobias. Wo kommt denn dieser Nahme her?

Pastor. Herzog ist ein uraltes teutsches Wort und bedeutete so viel, als einen, der vor dem Heere her zog.

So hatte man unter den Beyern das Geschlecht der Agilolfinger und unter den Franken das Geschlecht der Langhaarigten, aus welchem man die Regenten und Anführer wählte. Sie behielten eine solche Würde jedoch nur so lange, als der Krieg dauerte; war dieser beendet, so hörte auch ihre Macht auf, nur das Ansehen und das errungene Verdienst ihrer Handlungen blieb ihnen unentrissen.

Die Edlen hatten auch das Recht, Nationalversammlungen zu halten, ohne das Volk dabey zu Rathe zu ziehen, vorausgesetzt, daß die dabey zu verhandelnden Gegenstände nicht wichtig waren; nur im entgegengesetzten Falle allein genoß die ganze Nation die Freyheit, selbst bey der Versammlung zu erscheinen.

Die zweyte Classe begriff die Freyen. Die Freyheit eines solchen bestand darinnen, daß er Ländereyen als Eigenthum besoß und solche verkaufen und verspielen konnte. Auch war es ihm ganz überlassen, in dem Gau (Theil des Landes). in welchem er gebohren war, zu bleiben, so lang es ihm beliebte, oder, wenn es ihm hier nicht länger gefiel, in einen andern zu wandern. Niemand konnte ihm diese gleichsam von der Natur verliehene Gerechtigkeit streitig machen; keine Obrigkeit und kein Fürst durfte ihn zurückhalten; er war Herr, König und Priester seiner Familie. Seine Freyheit dehnte sich auch auf die allgemeinen Volksversammlungen aus. Hatt' er nicht gerade Lust; dabey zu erscheinen, so konnt' ihn keine Gewalt auf Erden dazu zwingen, er blieb zu Haus; selbst dem Staate fehlte das Recht über seine Familie und sein Leben.

Den dritten Stand machten endlich die Leibeigenen aus. Es waren entweder solche, die das freye Recht ihrer Geburt und ihres Eigenthums durch das Spiel verlohren und sich freywillig dem Joch der Sclaverey unterworfen hatten, oder solche, die von den Teutschen im Kriege überwunden, und als Knechte in ihre Gaue geschleppt worden waren. Indessen müsset ihr euch die Lage dieser Leibeigenen nicht so hart vorstellen, als etwa die Sclaverey in Tunis oder Algier; die

Leibeigenen der Teutschen hatten Land, Häuser und Heerden, nur mit dem Unterschied, daß sie dies nicht ihr Eigenthum nennen konnten, sondern den Besitzern, von denen sie es gleichsam erborgt hatten, eine gewisse jährliche Abgabe zahlen mußten. Das einzige Unangenehme ihrer Lage war, daß ihr Leben unmittelbahr unter der Bothmäßigkeit ihrer Herren stand — fügte sich's nun, daß dieser sehr zum Jähzorn geneigt war, so mußten sie oft einen kleinen, unbedeutenden Fehler mit dem Tode bezahlen.

Max. Geschah es denn nicht auch zuweilen, daß ein solcher Leibeigener seine Freyheit erhielt?

Pastor. O! ja, davon finden sich mehrere Beyspiele in der Geschichte. Allein hatte sich auch ein Leibeigener einer solchen Großmuth zu freuen, so trat er dennoch nie in die Rechte eines freyen teutschen Mannes; seine Person war zwar frey, doch blieb er, wie vorher in dem Hause seines Herrn und unter dessen Schutze.

Wenn der Teutsche (fuhr nun der Herr Pastor fort) das nöthige Wild, daß er theils zum Vergnügen, theils für die Küche erlegt hatte, heimbrachte, so waren seine Geschäfte auf einige Zeit verrichtet. Nun überließ er sich der Ruhe und dem Müßiggang. Ohne die geringste Arbeit zu verrichten, legte er sich ans Feuer oder unter einen Baum und schlief. Waren die Stunden der Ruhe vorbey, so quälte ihn nun freylich die Langeweile; um diese zu verjagen, sucht' er sich Cameraden auf, mit denen er sich zum Spiel setzte; dabey wurde von beyden Theilen fast unmäßig getrunken.

Hans. Was tranken sie denn?

Pastor. Sie hatten eine Art von Bier, das ziemlich stark und nahrhaft war. Ihre übrigen Nahrungsmittel waren Baumfrüchte, Milch, Käse und Haberbrey.

Haas. Aßen sie denn kein Fleisch?

Pastor. O! ja! denn sie jagten ja fleißig, und da sie sich vortreflich auf die Fischerey verstanden, so könnt ihr leicht ermessen, daß ihre Speisevorräthe immer mit Fischen reichlich angefüllt waren. Um die Fische zu fangen, bedienten sie sich keiner Netze, wie wir, denn von Netzstrickerey verstanden sie damahls noch wenig — sie hatten eiserne Haaken, an deren Spitzen sie eine Lockspeise befestigten.

Hans. Also Angeln?

Pastor. Vermuthlich.

Eine ihrer Hauptbeschäftigungen war die Kunst zu schwimmen, die sie, nach dem Zeugnisse der römischen Schriftsteller, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hatten. Sie benutzten bei dieser Kunst einen doppelten Vortheil — und eben deshalb stand sie bey ihnen in großem Ansehen — sie dehnten nämlich ihren Körper nicht nur zu einem hohen Grad von Geschmeidigkeit aus und härteten ihn gegen Hitz' und Kälte ab; sondern sie machten auch im Kriege davon Gebrauch und trugen diese Kunst selbst auf ihre Pferde über.

Ihr sittlicher Charakter war rein und unverdorben. Er kannte weder den Geitz noch die Habsucht, weit entfernt von ihm war falscher Ehrgeitz, der oft so nachtheilich auf den Charakter des Menschen wirkt; die Teutschen waren zufrieden mit dem, was ihnen

die Natur darbot. Sie haßten nichts mehr als die Verstellung: ohne Rückhalt sagten sie die Wahrheit und ihre Versprechungen waren ihnen so heilig, wie die Verehrung ihrer Gottheit. Sie liebten die Höflichkeiten nicht, da ihre Sitten rauh und einfach waren; wenn sie schworen, so drückten sie dem Manne, der etwas von ihnen verlangte, die Hand, sie sagten ihm nur ein Wort und dieß galt ihm dann statt jedes Eides. Heilig wurden bey ihnen die Pflichten der Freundschaft gehalten. Keine Macht der Erde konnte sie zu dem Bruch derselben bewegen. Für eben so wichtig hielt man die Pflichen des Gastrechts. Ihnen war jeder Fremdling herzlich willkommen. Sie öfneten ihm sein Haus, führten ihn zur Tafel und speißten ihn mit so liebenswürdigem Zutrauen, daß sie ihn nur dann erst nach seinem Nahmen und seiner Heymath fragten, wenn er gesättigt war. Forderte er irgend eine erfüllbare Gefälligkeit von ihnen, so ward sie ihm auf den ersten Augenblick ohne die geringste Weigerung zugesagt. Die Erfüllung dieser Zusage, leisteten sie dann selbst mit Aufopferung ihrer Freyheit, die ihnen doch gewiß das höchste Gut war.

Alle damahligen Nationen liebten die Teutschen wegen ihrer Festigkeit und Treue; sie wußten, daß sie ohne Grenzen sey, daher bildeten sie in der Folge ihre Leibwachen nur aus teutschen Völkern. Deshalb sagt auch der römische Schriftsteller Tacitus von ihnen: „Kein Sterblicher ist beharrlicher in der Treue, als ein Teutscher."

was ähnliches von Waffen. Nur darinnen bestand der gegenseitige Mahlschatz; er war das sicherste Unterpfand ihrer Treue. Wenn nun die Aeltern Beyder die Geschenke besehen und gebilliget hatten, so fand gegen die Verbindung kein Hinderniß weiter statt. Beide Theile heyratheten sich. Hieß das Mädchen sein Weib, so folgte sie ihm auch wie sein Schatten, sie war Zeuginn seiner Thaten, verband im Kriege seine Wunden und sog das Blut mit ihren Lippen aus. Wenn das Treffen im Anzuge war, so stand sie an der Seite ihres Mannes und feuerte seinen Muth durch Ermunterungen an, ihr vorgehaltener keuscher Busen, die Vorstellung von Gefangenschaft und die Trennung von dem, was ihm das Liebste war, drückte nicht selten den Verzagten ins Glied zurück und stillte seinen Muth zu neuen Gefahren.

Das Weib war ihrem Manne treu bis zum Tode. Keine Beschwätzung irgend eines Andern konnte sie in ihren Gesinnungen wankend machen. Geschah dieß aber dennoch, so folgte der Ehebrecherinn die untilgbahrste Schande, nie beehrte sie je wieder ein Mann, mit dem Blicke der Achtung, die schnödeste Verachtung war ihr Loos. Man wälzte sie, um sie ganz verächtlich zu machen, in Pfützen herum und stellte sie an freye Oerter, um sie noch tiefer zu entehren.

Ein Mädchen stand, ehe es heyrathete, unter der Vormundschaft des Vaters. Verband sie sich aber mit einem Manne, so erhielt der Gatte das Recht der Vormundschaft und nach dessen Tode, der Sohn. War keiner von beiden da, so fiel sie auf den Haus-

hern, bey dem sie wohnte. Alles was sie besaß, war daher auch niemahls ihr Eigenthum; es gehörte dem, dem das Recht der Vormundschaft gebührte.

Die Vielweiberey war bey den Teutschen zwar nicht verboten (denn es finden sich Beyspiele in Menge, daß Fürsten und Könige mehrere Weiber nahmen) sie war aber auch grade nicht üblich. Vor dem zwanzigsten Jahre durfte kein Jüngling sich begatten, damit seine männliche Kraft nicht geschwächt und sein Körper für die Waffen nicht untauglich gemacht werden möchte. Dieß ist ein Zug in ihren Gesetzen, der sehr weise ist; warnm nimmt man doch nicht auch noch bey uns darauf Rücksicht?

Die Erziehung ihrer Kinder beruhete auf ganz einfachen Grundsätzen. So war die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder ohne Grenzen: sie zeigte von der warmen Anhänglichkeit an alles, was ihnen lieb und theuer war. Jede Muttee säugte ihr Kind selbst, man wußte damahls noch nichts von der verderblichen Gewohnheit, den Säugling an eine fremde erkaufte Brust zu legen, die Mutter-Liebe würzte die Milch mit süßer Nahrung. So sog schon in der frühen Blüte des Alters das Kind mit der Muttermilch jene erhabenen Gesinnungen ein, durch die sich die Teutschen zu einer Nation erhoben, welche die lauteste Bewunderung verdient.

Sobald das Kind Knabe ward, stärkte er seinen Körper mit kalten Bädern, um ihn schon frühzeitig abzuhärten; er lernte reiten und ein Roß tummeln, er übte sich in leichten Waffen und versuchte seine Muskelkraft an schweren Schlachtschwerdtern. Die Kinder

Die Verehrung, welche sie diesen Göttern widmeten, bestand in dem Dienste der Opfer, allein diese brachten sie ihnen nicht in gebaueten Tempeln, sondern in Haynen und zwar unter den dichten Schatten der Eichbäume, von denen sie glaubten, daß in diesen die Gottheit am liebsten wohne.

Wecker. Warum mögen sie dieß wohl geglaubt haben?

Pastor. Vermuthlich darum, weil sie aus der Erfahrung wußten, daß der Blitz besonders häufig die hohen Gipfel der Eichbäume zünde.

In den Haynen, wo sie ihren Götter die Opfer brachten, bewahrten sie auch ihre Waffen auf, die ihnen so heilig waren, als die Gottheit selbst.

Gewiß, lieben Freunde! die Religion unserer Vorfahren war (mochte sie auch eine heidnische seyn!) in keinem Betrachte zu verwerfen, indem sie Grundsätze hatte, die ihr wirklich zur Ehre gereichen. Ich will sie ganz kurz in folgende Sätze fassen:

„Es ist ein höchstes Wesen, welches die Nation schützet. Man nennt es Gott, oder den Anführer in der Schlacht. Der Ausfluß seiner Gegenwart ist die Sonne bey Tage und der Mond des Nachts.“

„Seinen Zorn giebt er uns durch den Donner, seine strafende Hand durch die Zündung des Blitzes zu erkennen. Er ist der Gröste und Beste, ihm sind alle Familien-Gottheiten unterworfen, denn sie sind kleiner, als er.“

„Man muß ihn fürchten nnd ehren, theils durch Gebete, theils durch Feste, Opfer und Gelübde. In Tempeln ist er nicht zu finden, denn seine Erhaben-

heit kann nicht in Gebäuden eingeschlossen werden; er wattet frey in der Natur, denn er selbst ist so frey, wie die Natur. Seine Gestalt kann man nicht denken, auch nicht durch bildliche Vorstellungen ausdrücken; man fühlt ihn, man glaubt nur an ihn."

„Seine Diener sind die Priester, wo aber diese nicht entscheiden können, tritt er als Gottheit selbst ins Mittel. Er entdeckt den Menschen, die er eines vertrautern Umgangs würdigt, Geheimnisse und veroffenbahrt sich in Träumen."

„Die Seele des Menschen ist unsterblich, wie Gott, der einst nach dem Leben die Guten belohnt und die Bösen bestraft."

Ihr seht, wie klar und vernünftig die Teutschen von dem höchsten Wesen dachten. Wahrlich es giebt fast in unsern aufgeklärten Zeiten noch Religionssekten genug, die sich einer solchen Faßlichkeit und deutlichen Anschauung nicht rühmen können.

Auch die Flüsse waren ein Theil der göttlichen Verehrung. Hier feyerten sie ihre Kriegs- und Siegesfeste. Niemand wagte es, in den der Gottheit gewidmeten Haynen einen Baum zu fällen — als daher der römische Apostel Bonifazius lange nachher die thüringischen Teutschen zum Christenthum zu bekehren suchte und mit der Axt eine ihrer heiligen Eichen fällte, so glaubten sie ganz sicher, daß der Blitz der erzürnten Gottheit augenblicklich vom Himmel fahren und ihn verzehren werde.

Da sich in der Folge das Christenthum immer weiter ausbreitete, wurden diese Hayne in Kirchen

und Klöster umgeschaffen, wohin denn das Volk wallfahrtete. *)

Siegismund. In was bestanden denn eigentlich ihre Opfer?

Pastor. Gröstentheils opferten sie Thiere, aber dies Schicksal traf auch die Kämpfer, welche sie in der Schlacht überwunden hatten und nun nach ihren Haynen schleppten. Die Sachsen giengen nach der Zahl ihrer Ueberwundenen und opferten jederzeit den zehnten Mann, auch die Anführer der Feinde betraf (erhielten sie selbige gefangen) dieß Loos.

Säuberlich. Hat man keine Beschreibung, auf was für Art diese Unglücklichen geopfert wurden?

Pastor. Man hat allerdings eine — doch ist sie nur unvollständig. Bey den Cimbern (einer alten teutschen Nation) geschah sie auf folgende Weise: Die dazu bestimmten Priester folgten dem Heere, wenn es in den Krieg zog, immerwährend nach. Führte man ihnen nun die Ueberwundenen zu, so fielen sie mit entblößten Schwerdtern über sie her und schleppten sie zu einem Kessel, um darinnen ihr Blut aufzufangen. Einer von den Priestern bestieg dann eine Erhöhung, drückte dem Unglücklichen das Haupt zurück, indessen ihn die andern festhielten und durchstach ihm den Hals. Aus dem Blute und dem zerstückelten Körper weißagten sie dann der Nation Glück oder Unglück.

---

*) Wallfahrten heißt so viel als in den Wald fahren (waldfahrten.)

Die Priester wurden überhaupt sehr hoch geschätzt, und behaupteten in den Religions-Versammlungen den obersten Platz. Bey den Volks-Versammlungen hingegen unterhielten sie Stille und Ordnung. Sie erklärten die Loose und Wahrzeichen, nach welchen man die wichtigsten Entschließungen faßte, und auf welche die Teutschen außerordentlich viel hielten. Der Aberglaube erfand in dieser Hinsicht mancherley Gewohnheiten, die sie mit ihrem Ansehen unterstützten, so gaben sie z. B. auf das Wiehern weißer Pferde, die in den heiligen Haynen erzogen wurden, Acht, sie bemerkten die Lage der Zweige, die die Priester mit mancherley Figuren bezeichnet auf ein ausgebreitetes weißes Kleid schütteten und deuteten dann daraus den Willen ihrer Gottheit.

Den öffentlichen Gottesdienst besorgte ein dazu bestellter Priester, der einstimmig von der Nation gewählt worden war. Alles was dieser that, geschah im Nahmen der Gottheit; er betete und opferte für alle. Von dieser Regel wich jedoch der Haus-Gottesdienst ab; — hier war jeder Haus-Vater selbst Priester und der von der Nation Bestimmte durfte nie in sein Amt eingreifen.

Die Teutschen hatten auch Priesterinnen oder Wahrsagerinnen, die bey ihnen in großem Ansehen standen. Man nannte sie Allrunen oder Allraunen. *) Die hauptsächlichste Sorge dieser weissagen-

*) Allraunen nannte man bey den Teutschen auch kleine Hausgötzen, die wie Männchen oder Weibchen gestaltet in der Länge eines halben Schuhes aus einer harten Wurzel besonders aus Mandragora-Holz geschnitzt wurden. Man putzte sie sehr zierlich mit allerhand

den Weiber war, künftige Dinge aus dem Rauschen der Flüsse und den Wasserwirbeln der Bäche zu erforschen; sie bestimmten aus diesen sogar die bequemste Zeit zur Lieferung der Schlachten. Ihre Kleidung war weiß, mit einem Gürtel umschlungen, die Füße nackend und ohne Schmuck. Sie und die Priester wahrsagten ferner aus dem Fluge der Vögel, aus den Eingeweiden der Thiere und Menschen und bestimmten darnach das Glück oder Unglück, welches der Nation bevorstand.

Horst. Wie konnten sie denn aber aus dem Fluge der Vögel prophezeihen?

Pastor. Flogen die Vögel auf eine bestimmte linke Seite, so hielten sie das für eine üble Vorbedeutung, flogen sie rechts, so deuteten sie auf Glück.

Ich will nun auch etwas über die Erzeugnisse (Produkte) des teutschen Landes und seine Oekonomie (Haushaltung) sagen.

Ihr habt schon vorhin gehört, daß die Teutschen träge und faule Menschen waren, sobald es auf die Bearbeitung ihres Ackers ankam, sie überließen die Sorge dafür meist ihren Weibern und Leibeigenen, allein da ward denn auch nicht allemahl viel gethan; der größte Theil ihres Landes bestand in Wald und Wüste-

Schnitzwerk, verwahrte sie in Kisten, wusch sie bisweilen mit klarem Wasser oder Wein, stellte ihnen Früchte zum Genuß hin und nahm sie jezuweilen aus ihren Behältern, um sie um Rath zu fragen. Es scheint, als ob von diesen Allrunen unsere heutigen Hampel-Hainzel oder Koboldsmännchen herkämen, die der Aberglaube den Reichen und Begüterten andichtet, wenn er sich ihren Reichthum nicht zu erklären vermag.

Wüsteney, keine Blume, keine Pflanze gedieh in dem eisigen, starren Boden, man sah nichts als Sümpfe und wilde Thiere. Die Sonne konnte den Boden nicht erwärmen, da die Aeste tausendjähriger Eichen ihre Strahlen zurückdrängten. Ueberhaupt werdet ihr als Forstkundige wissen, daß Bäume (zumehl hohe Bäume) Wolken an sich ziehen; die Feuchtigkeiten begatten sich dann mit den Blättern, daraus entstehen wieder Nebel, Nässe und Regen. Wenn man nun bedenkt, daß die teutschen Länder mit lauter Waldungen überzogen waren, so kann man leicht berechnen, daß in ihnen mehr Winter als Frühling herrschte. Obst erbaueten die Teutschen fast gar nicht, eben so kannten sie nur wenige Gartengewächse, sie zogen höchstens wilden Spargel, Rettiche und Pastinack-Wurzeln, da diese Früchte mit feuchtem Boden und weniger Wartung zufrieden sind. Von Getraide-Arten ärndeten sie Hafer, aus dem sie Muß kochten und Gerste, von der sie eben den Trank braueten, der unserm Biere ähnlich war. Desto mehr wuchsen in ihren Wäldern Graß und Kräuter, mit denen sie ihre Heerden fütterten.

Marx. Hatten sie denn Vieh?

Pastor. O! ja! Sie besassen Rinder, Schaafe, Schweine, Ziegen und Gänse. Besonders zeichneten sich die letztern nach dem Zeugnisse eines alten römischen Schriftstellers (Plinius) durch die Weiße und Weichheit ihrer Federn aus, welche dann die Landsleute dieses Mannes freylich besser zu benutzen wußten, als jene.

Die Pferdezucht befand sich in gutem Stande, nur tadeln die römischen Schriftsteller, so wie an den

Kühen die Kleinheit und Schmächtigkeit derselben. Sie brauchten dieselben theils im Kriege, theils zum Reisen und zur Pflügung des Ackers, nächst dem Hornvieh. In den Wäldern fand man ausser den schon genannten Bären, Füchsen und Wölfen, auch Auerochsen, Elend- und Rennthiere. Diese drey letztern gehören der Farbe und Gestalt nach zum Stiergeschlechte. Sie sind sehr stark und schnell und schonen weder Menschen noch Vieh. Um sie zu fangen, muß man sie in verdeckte Gruben locken, und sie darinnen tödten, da sie im Freyen wegen ihrer Stärke und Schnelligkeit kaum zu bändigen sind. Die teutschen Jünglinge giengen auf die Jagd dieser Thiere besonders aus und nur derjenige erhielt den Beyfall der Nation, der die meisten Hörner aufweisen konnte.

Unter dem Vogelgeschlechte gab es eine Menge Falken, Habigte und andere Stoßvögel, auch Zippen, Gimpel und Krammetsvögel, wilde Gänse und in den Teichen Wasserhühner und Enten. Die Flüsse hatten Ueberfluß an Fischen, von denen die Römer hauptsächlich die Rhein-Salmen schätzten, welche, um sie schmackhaft zu machen, eingemacht werden müssen. Auch kannte man bereits die Bienenzucht, nur daß man den Fleiß dieses Insekts nicht so gut zu behandeln wußte, als iezt — damahls lag sie noch in ihrer Wildheit und Bienen fand man nur in den Stämmen hohler Bäume.

Die Handlung der Teutschen hieß unbedeutend. Dies kam wohl daher, weil sie nach der Begierde zu kriegen, zu jagen und zu trinken, keine andere Leidenschaft kannten. Sie verabscheueten jede Be-

schäftigung, weil sie an Bequemlichkeit und Ruhe gewöhnt waren und nur wenig Bedürfnisse kannten. Will man ja einen Zweig ihres Gewerbes Handlung nennen, so bestand er wohl mehr in dem Tausche der Waffen und Kleidungen, mit fremden Nationen, die sich von ungefehr in ihre Gaue verirrten. Fügte sichs nun, daß sie von ihren Kleidungen und Waffen nichts entbehren konnten, so gaben sie zur Bezahlung entweder Produkte ihres Feldes, die sie gemeiniglich nie ganz aufzehrten und immer im Ueberfluß hatten, oder das von den Feinden erbeutete Geld, welches sie damahls (die glücklichen Menschen!) noch nicht zu schätzen wußten. Der allerwichtigste Zweig ihrer Handlung aber betraf den Menschenverkauf.

Hans. Ei! das hör' ich nicht gern! Wer mit Menschen handeln kann, muß kein gutes Herz haben.

Pastor. Ihr müßt, mein lieber Hans! hier wohlweißlich einen Unterschied machen. Der Menschenhandel ist allerdings ein schändliches Gewerbe. Dafür aber erkannten es unsere Vorfahren nicht, indem ihre Begriffe noch sehr roh und ungebildet waren. Sie glaubten, daß es Wille der Gottheit sey, die Gefangenen, die sie im Kriege erbeuteten, entweder zu opfern, oder an fremde Nationen zu verkaufen. Das letztere geschah denn nun freylich öfterer, weil sie zu ihren Opfern, die, (wie euch bekannt ist,) auch in Thieren bestanden, weniger Menschen brauchten.

Außer dem Kriege hatten sie noch zweyerley Kunstgriffe, um den Menschenhandel mit Gewinn zu unterstützen. Den einen lieh ihnen das Spiel, den andern das sogenannte Wildfangsrecht.

Das Spiel liebten sie so leidenschaftlich, wie den Trunk und setzten öfters ihre Freyheit darauf. Verspielte nun der eine seine Freyheit, so hatte der andere das Recht, ihn augenblicklich zu verkaufen, selbst wenn er verheyrathet war und Frau und Kinder hatte. Das Wildfangsrecht gab die Erlaubniß, alle die, welche ohne Schutz des Gastrechtes, es wagten, ihr Gebiet zu betreten, als Feinde anzusehen und sie zu Sklaven zu machen. Dies geschah auch durch Schiffbrüche, wodurch solche Elende an die teutschen Küsten getrieben wurden — auch diese verkauften sie dann ohn' Umstände.

Säuberlich. Sie erwähnten eben das Wildfangsrecht. Findet dieß nicht noch heut zu Tage statt?

Pastor. Ganz recht. Das Wildfangsrecht ist noch in der Unterpfalz üblich und bestehet darinnen, daß Leute beyderley Geschlechts, welche sich in dieser Gegend häußlich niederlassen, zu eigenen Leuten (Leibeigene) gemacht werden, sobald sie von unehlicher Geburt sind, oder binnen einer Jahresfrist keinem Herrn angehören. Man nennt sie deshalb Wildfänge, Reichsleute, ankommende Leute, den Herrn derselben aber Leibherr. Die Beamte, welche solche Wildfänge anzunehmen bestellt werden, führen den Nahmen Fauthe, Ausfauthe, Hörrfauthe Hünerfauthe, von denen die Wildfänge ein Angeld erhalten, welches Faheguldén genannt wird.

In den spätern Zeiten breitete sich der teutsche Handel auch über andere Produkte aus. Sie lernten nach und nach das Metall schätzen als Gold und Silber und beschlugen damit ihre Waffen. Die Phöni-

zier, ein altes, aber sehr erfinderisches Volk, von dem sich die Schreibekunst und der erste Geist der Handlung herschreibt, kamen zuerst bis in die Ostsee und an die preussischen Küsten und handelten den Teutschen den Bernstein (eine Art festen Erdharzes, das die Ostsee, hauptsächlich auf den Strand des Königreichs Preußen auswirft) ab. Dieser Stein wurde von den Alten ungemein geschätzt, weil sie daraus verschiedene Gefäße verfertigten und Bilder und Figuren in denselben gruben.

Horst. Nannte man denn zur Zeit die Einwohner Preussenlandes auch schon Preussen?

Pastor. Keinesweges, mein lieber Meister! Man kannte sie nur unter dem Namen Esthen oder Aesthyer.

Der Handel erzeugte noch einen andern Erwerbszweig, nämlich die Schiffarth. Die Teutschen behaupteten von den ältesten Zeiten ihrer Geschichte an vor allen andern Nationen den vornehmsten Platz in der Seekunde. Daß ihre Fahrzeuge (Schiffe) anfänglich sehr unvollkommen gewesen seyn mögen, könnet ihr euch vorstellen. Sie fuhren auf ihren Flüssen in ausgehöhlten Baumstämmen herum. Nach und nach aber wurden die Fahrzeuge vervollkommt. In der Folge wagten die Sachsen, Friesen und Franken große Unternehmungen an der cimbrischen Halbinsel. Ihre Fahrzeuge überzogen sie mit Thierfellen und verschafften ihnen dadurch eine besondere Leichtigkeit.

So lange die Teutschen ihre natürlichen Bedürfnisse mit den Erzeugnissen ihres Landes befriedigen konnten, brauchten sie allerdings kein Geld. Sie scheue-

ten sogar (vermöge ihrer angebohrnen Beqvemlichkeit) das Aushölen und Umgraben der Berge, und bemüheten sich keinesweges um die Gewinnung der darinne schlummernden Metalle. Höchstens gruben sie nach Eisenadern und schmelzten die Eisensteine. Doch auch damit wußten sie nicht geschickt genug umzugehen, da besonders das Eisen selbst für ihre Waffen noch kein Bedürfniß geworden war, indem sie ihre Spiese, Messer und Aexte von Stein verfertigten. Den Salzqvellen spührten sie fleissig nach und wenn sie eine entdeckten, so erwählten sie den Ort zum Lieblingsplatz ihrer Gottheit. Die Art, das Salz zu gewinen, war eigenthümlich. Sie zündeten nämlich einen Haufen Holz an und verbrannten ihn zu Kohlen, welche sie dann mit der Sulze (Salzwasser) löschten, wodurch sie die wässerigten Theile verdünsteten. Das Salz lößte sich dann in Kristalle auf und blieb wie eine dichte Rinde an den Kohlen hängen. Nun wurde diese zermalmt, aufgethürmt und mit abgetrockneten Gesträuchen bedeckt. Nach ihrer wiederhohlten Entzündung erzeugte sich von aussen eine schwarze trockene Rinde, die das Salz vor jeder Feuchtigkeit schützte.

Da wir nun, lieben Freunde! das Innere und die Grundsätze unserer Vorfahren kennen gelernt haben, so ist es nöthig, daß wir auch auf ihre Regierungsform, ihre Gerichte und Gesetze übergehen. Doch da es heut schon ziemlich spät ist, so verzeiht mir, wenn ich das Mal unsere Unterredung abbreche und die Fortsetzung bis auf den nächsten Sonntag verspahre.

Zweyter Abend.

Als unsere Freunde ihren gewöhnlichen Sitz wieder eingenommen hatten, fuhr der Herr Pastor in seiner Erzählung also fort:

Eine allgemeinumfassende Regierung der teutschen Nation kann man nicht annehmen, da sie sich in viele Stämme theilte, von denen jeder für sich seine eigene Gewohnheiten und Gebräuche hatte. Viele unterschieden sich von der andern durch Kleidung, und Gottesdienst. Die Sueven z. B. trugen geflochtene Haarzöpfe, andere Völker am Rhein aber schnitten die Haare kurz weg. Wieder andere Stämme der Sueven *) hatten nie einen bestimmten Wohnort, sondern zogen in Heerden umher, und führten ihren Hausrath bey sich. Von einer allgemein-gesetzlichen Verbindung aller teutschen Stämme findet man daher keine Spuhr, nur kleinere Völker schlossen Bündnisse unter einander. Einer der mächtigsten dieser Verträge war der Suevische Bund. Er bestand aus hundert Gauen **), in denen leicht ein zahlreiches Heer wohlgerüsteter Krieger zusammengebracht werden konnte.

Von Städten findet man in der ältesten teutschen Geschichte keine Spuhr; desto grössere Dörfer hatten sie. Die Häuser, welche freylich einfach und ohne

*) Wahrscheinlich haben diese Völker ihren Nahmen von Schweifen (Haarzöpfen) oder von Herumschweifen.

**) Bezirk — Landschaft — Thal.

Schmuck waren, standen weit von einander entfernt, doch waren sie ganz zur Bequemlichkeit eingerichtet und sicherten ihre Bewohner gegen den Ungestümm des Wetters. Sie hielten nach dem Berichte des römischen Schriftsteller Plinius vier Seiten und ihre Dächer waren mit Schilf bedeckt. Die Last ruhete auf dicken in die Erde geschlagenen Stämmen, mit Reisern und Thon durchflochten. Jede Hütte hatte nur einen Eingang, aber mehrere Oefnungen, theils um das Licht hineinzubringen, theils um den Rauch der Küche herauszuleiten. Und hier lebten denn Menschen und Vieh traulich bey einander; für alle stand ein Heerd da, für alle brannte nur ein Feuer.

In Winter verliessen sie diese Hütten und zogen in unterirrdische Höhlen, die sie oben mit Mist bedeckten, um die Kälte abzuhalten.

Viele teutsche Völkerschaften hatten Könige, welche die höchste Gewalt in Händen hatten, sobald sie ihnen das Volk gab, ohne diese waren sie unbedeutende Wesen, die blos von der Willkühr der Nation abhingen. Ihre Macht war dermassen eingeschränkt, daß sie bey geringern Angelegenheiten die Vornehmsten des Gaues und bey wichtigern das ganze Volk um Rath fragen mußten. Die Einkünfte dieser Könige und Fürsten waren unbestimmt, sie erhielten von einem jeden im Gaue nur freywillige Gaben; jeder konnte geben, was ihm beliebte, größtentheils erhielten sie einen Theil der Strafen und die dargebrachten Geschenke fremder Völker.

Andere Nationen wußten wieder gar nichts von Königen, sondern sie wählten, brach unter ihnen ir-

gend ein Krieg aus, einen Feldherrn (Herzog) welcher sich jedoch gezwungen sah, seine Macht niederzulegen, so bald der Krieg zu Ende war.

Nach den Feldherren kamen die Richter oder Gaugrafen, *) welche in den Volksversammlungen das Recht handhabten. Sie wurden, so wie die Heerführer, nur auf unbestimmte Zeit gewählt. In jeder Volksversammlung hatte ein solcher Graf den Vorsitz, andere aus der Nation (die sogenannten Centmänner) standen ihm nur bey, er nannte sie deshalb Beysitzer. Jener führte das Wort, diese wiederhohlten und bekräftigten den Ausspruch. Sie genossen jedoch kein vorzüglicheres Recht, indem sie den Grundsatz hatten, daß Gleiche nur von Gleichen gerichtet werden könnten. Die Volksversammlungen wurden ohne Bestimmung der Zeit gehalten; jeder erschien dabey nach Beqvemlichkeit. Die Weiber durften zwar dabey nicht gegenwärtig seyn, allein es war ihnen unverwehrt, ihren Männern zu Hause kluge Rathschläge zu geben. Wenn nun das Volk beysammen war, sprach der König, oder in Ermanglung deßen der Heerführer und wo dieser fehlte, der Gaugraf. Fanden seine Vorschläge Beyfall, so gab das Volk dieß durch Schütteln der Schilde oder durch ein lautes Geschrey der Freude zu erkennen; sein Mißvergnügen drückt' es durch Murren und Geräusch aus. Auf solchen Zusammenkünften pflegte man Könige und Heerführer zu wäh-

*) Grav(f) kommt wahrscheinlich her von grau indem die Gaugrafen grau gewordene (alte) Leute waren.

len, Friedens-Bündnisse und Gesandtschaften zu schließen und öffentliche Verbrechen zu bestrafen.

Doch auch hier behauptete der Aberglaube sein verjährtes Recht. Die Teutschen verlegten nämlich diese Zusammenkünfte jederzeit auf den Neu- oder Vollmond, weil sie in der Meynung standen, daß ihnen zu der Zeit die Gottheit besonders günstig sey. Zum Versammlungs-Ort erkohren sie allemahl den freyen Himmel. Man findet kein Beyspiel in der teutschen Geschichte, daß sie etwa dazu einen bedeckten Platz gewählt hätten. Die Versammlung hieß, (betraf sie Friedensgegenstände) Manney, das Gegentheil oder gab ihr den Nahmen Hermanney.

Wenn die Versammlung, durch Mitwirkung der Priester, die, wie schon gesagt, dabey die angesehendsten Personen spielten, einen Heerführer oder Gaugrafen gewählt hatte, so setzte man ihn auf einen Schild, trug ihn öffentlich umher und gab ihm so gleichsam die Weihe. Das Volk folgte ihm in einer kurzen Entfernung nach und rief ihn einstimmig dafür aus. Auch die Priester und Wahrsagerinnen befanden sich in diesem Gefolge, und opferten Thiere, um der Gottheit Milde gegen den Neuerwählten zu erflehen.

Ihre Strafen waren so unbestimmt, wie ihre Gesetze. Die Hausväter richteten die Fehler ihrer Familie nach Willkühr, oder nach dem einmal angenommenen Regeln der übrigen Familien. Oeffentliche Verbrechen strafte man meistentheils durch Abgaben von Vieh und Waffen. Verräther und Ueber-

läufer erhielten ohne Gnade und Schonung den Strang. Wollüstlinge hingegen wurden in einen von Weiden geflochtenen Korb gesteckt *) und in Sümpfe versenkt. Tacitus, ein alter römischer Historienschreiber, unterscheidet diese beiden Strafen sehr fein und richtig, denn er sagt: Oeffentliche Verbrecher (also Spione, Ueberläufer, Verräther) muß man öffentlich; Heimliche aber (dahin gehören die Werke der Wollüstlinge) heimlich bestrafen und sie vor den Augen der Welt verbergen. Das Verbrechen des Todschlags konnte nur durch die Ablieferung einer bestimmten Anzahl Pferde oder Hornviehs versöhnt werden. Diese erhielten dann (wie ich euch bereits sagte) die Fürsten oder Heerführer, oder auch die Familie des Ermordeten. Wurde ein solcher Verbrecher vor Gericht gezogen, so milderte ein freyes Bekenntniß seine That um ein großes, unterwarf er sich aber nur mit Zwang dem Ausspruche des Richters (Gaugrafen), so erklärte man ihn für einen Staats-Verbrecher; man entriß ihm den gemeinen Frieden d. h. es konnt' ihn jeder todtschlagen, ohne dadurch im geringsten in Strafe zu fallen.

Säuberlich. Das war also eine Art Achterklärung, wie sie bey den Päpsten Mode war? **)

Pastor. Richtig! — Wie sie den Ehebruch bestraften, wisset ihr bereits. Bonifazius der

---

*) Von dieser Gewohnheit scheint der heutige Gebrauch, Verbrecher der Art in einem Korb, erhaben über dem Fluß zu hängen und sie dann ins Wasser fallen zu lassen, herzukommen. Einen solchen Korb findet man noch über dem Mühlgraben der Stadt Gera.

**) s. davon Luthers Leben S. 29.

Erzbischof, schrieb einst an den König Ethelbald in England über die Strafe des Ehebruchs der alten Sachsen folgendes: „Sie sind zwar keine Christen, aber gegen Vergehungen solcher Art so streng, daß sie ein Mädchen oder eine Frau, die ihre Ehre verliehren, erdrosseln und verbrennen. Ja! sie reissen ihr vorher wüthend bis auf den Gürtel die Kleider vom Leibe, verfolgen sie mit Ruthen und peitschen sie jämmerlich von Dorf zu Dorf durch den ganzen Gau, bis sie endlich todt zu Boden sinkt."

Geschriebene Gesetze kamen erst unter den Teutschen im fünften Jahrhundert auf, vorher berief man sich blos auf den Willen des Volks und den Verstand der Aeltesten des Gaues. Die Natur selbst heiligte dann diese mündlichen Gesetze. Ich will euch nur einige mittheilen.

„Ein Biedermann, hieß es, hält sein Wort. — Leib und Leben eines jeden Freyen ist heilig, nur die Gottheit allein vermag ihn durch die Macht des Priesters zu schlagen, zu fesseln und zu tödten. — Wer den Hausfrieden bricht, wird vom Hausvater, wer den Landfrieden bricht, vom Grafen, und wer den Gottesfrieden bricht, von der ganzen Nation gerichtet."

Wecker. Was versteht man denn unter dem Ausdruck: Gottesfrieden.

Pastor. Bey den Teutschen jenes Zeitalters hatte der Gottesfriede wahrscheinlich noch keinen so wichtigen Einfluß auf die Waffen, als späterhin in den sogenannten Ritter-Zeiten. Hier ward er nämlich um deßwillen eingeführt, damit die Ritter an

gewissen Tagen vor feindlichen Ueberfällen sicher seyn möchten. Man nannte ihn pax dei, dei Trevia, Treuga domini (von dem altteutschen Worte Druda (Treue). Er dauerte von einem Mittwoch-Abend bis Montag-Morgens. Fiel zu der Zeit gerade ein Fest ein, so dauerte er noch länger. Gemeiniglich währte er vom ersten Sonntag des Advents bis zum Fest der Erscheinung, also gegen sechs Wochen, dann vom Sonntag Septuagesimä bis zum Sonntag nach Pfingsten, mithin wieder sechzehn Wochen. Dazu wurden nun noch alle Feste der Heiligen mit ihren Vor-Abenden gerechnet. Der Uebertreter eines solchen Friedens wurde mit der weltlichen Acht und dem geistlichen Banne belegt.

Die Waffen der Teutschen waren sehr verschieden. Sie dienten ihnen entweder zur Bedeckung und zum Schutz gegen die wilden Thiere, oder zum Angriff und zur Vertheidigung im Kriege. Ueber ihren Körper trugen sie keine Waffen, um ihn zu schützen; ein blosses, einfaches Thierfell deckte die Brust, nur unter den Vornehmen fand man Panzer von Leder. Ihr Kopf war frey — um sich aber bey dem Feinde furchtbar zu machen, zogen sie den erschlagenen Thieren oder Hornvieh die Haut sammt den Hörnern und Zähnen ab, und bedeckten damit das Haupt. Die Schilde, mit welchen sie den linken Arm verwahrten, waren schmahl aber sehr lang, sie brachten darauf allerhand Zierrathen von bunten Farben, doch nur in Striefen, an und schnitzten sie entweder aus dichter Baumrinde, oder aus schmahlen Bretern, oder gar aus Reisig, welches sie dann mit Leder überzo-

gen. Ihre Schwerdter waren zweyschneidig, die sie an Ketten von Eisen oder Erz hängend über den Schultern trugen, oder vermittelst eines Gürtels um den Leib und an die rechte Seite schnallten. Dem Schwerdte gesellte sich ein langer Wurfspies, den sie Pfriem nannten, zu, der sehr scharf und spitzig war. Man fand unter ihnen auch eine Art Streitäxte aus harten, dicken, unförmlichen Steinen, die in der Mitte eine Oefnung hatten, um damit den Stiel zu verbinden. Eine solche Streitaxt richtete bisweilen vermöge ihrer scharfen und breiten Seiten unter dem Feinde tiefe Wunden an.

Ihre Schlachtordnung zeigte viel Eigenthümliches. Da sie Reiterey und Fußvolk unterhielten, so befand sich bey jedem Cavalleristen zugleich auch ein Infanterist. Beyde dienten sich einander zum Schutz und zur Bedeckung. Denn fiel z. B. der Ritter verwundet vom Pferde, so schützte ihn der zu Fuß Streitende, um ihn nicht in feindliche Hände gerathen zu lassen. Ward ein Infanterist verwundet, so nahm ihn der Reiter auf sein Pferd und entzog ihn dem Gedränge. Die Fußgänger liefen so schnell, daß sie mit dem Pferde, an dessen Mähne sie sich anhielten, gleichen Schritt hielten. Die Reiter waren ohne Sättel, denn sie hielten es für Schimpf, sich eines solchen Mittels zum Festsitzen zu bedienen, daher kam ihre außerordentliche Leichtigkeit und Schnelle, mit der sie vom Pferde und auf dasselbe sprangen.

Eh' sie in die Schlacht zogen, hielt der Anführer eine Rede, um die Fechter zu ermuntern. Dann sangen sie vereint das Warlied (Kriegslied.) Mit

dumpfem Gemurmel erhob sich der Gesang, mit jeder Zeile verstärkte sich die Stimme, in der Schlacht selbst wuchs er laut tönend an, bis er sich in ein donnerartiges Gebrülle verlohr. Dieses fürchterliche Gekreisch schreckte nicht selten den Feind — angstvoll erwartete er den Angriff und bebend floh er zurück.

Die Teutschen stritten ohn' alle Kunst, nur List und Tapferkeit machten sie furchtbahr. Ihr Wahlspruch war Sieg oder Tod. Nach dem Siege zogen sie triumphirend ins Lager und stießen denjenigen beschämt aus ihrer Mitte, der feig gefochten oder seinen Schild verlohren hatte. Die gemachten Beuten luden sie auf ihre Pferde und schmückten sie mit den Köpfen der erschlagenen Feinde. Waren sie in einen Krieg verwickelt, welcher ihnen etwa zu führen schwer fiel, so fleheten sie dennoch niemahls um Frieden. Wünschte aber der Feind denselben, so versagten sie ihn nie. Sobald sie ihn abgeschlossen hatten, konnte keine Macht der Erde sie zwingen, ihn zu brechen. Sie gaben sogar Geiseln zur Bekräftigung.

Horst. Sie bemerkten so eben, lieber Herr Pastor! daß die Teutschen bey ihren Schlachten sich der List bedient hätten — auf was für Art geschah denn das?

Pastor. Oefters nahmen sie verstellt die Flucht und kehrten sich dann, wenn ihnen der Feind frohlockend folgte, mitten im Laufe um und schlugen ihn aufs Haupt. Einer ihrer ersten Kunstgriffe aber war, daß sie sich zwischen Morästen, oder in Waldungen oder auch in Gebirgen versteckten, und plötzlich über den Feind hereinbrachen.

Von Verschanzungen der Läger wußten sie nichts, außer daß sie ganze Reihen ihrer Krieger mit Ketten umzogen, damit es dem Feinde nicht gelingen möchte, sie auseinander zu sprengen. Die Schlachtordnung bildete eine dichte, ununterbrochene, durch Wagen und Karren eingeschlossene Linie, die bey dem Angriff sich in die Gestalt eines Keils verwandelte.

Ihr könnet nun leicht ermessen, lieben Freunde! daß bey dem immerwährenden Geiste des Krieges und der Jagd, dem sich der Teutsche auf Lebenszeit widmete, kein Gedanke an Künst' und Wissenschaften in ihm aufkeimte. Auf Bildung ihrer Sprache wanden sie keinen Fleiß, sie bedienten sich der Worte blos zu dem Behuf, um sich einander verständlich zu machen.

Horst. Aber Aehnlichkeit mit unserer Sprache hatte doch die ihrige?

Pastor. O! ja, so ziemlich. Dieß können einige Beyspiele beweisen. Nimet eure Saxes, hieß: Nehmt eure Messer. Wahrscheinlich ist euch das Wort Saxes (als Messer) dunkel. Ihr erinnert euch, daß die Teutschen in Ermangelung des Eisens ihre Messer von Steinen fertigten. Saxum nun heißt in der lateinischen Sprache ein Fels, ein Stein — also nannten sie Saxes (Saxa) Messer. Ein Haley Monath hieß: ein heiliger Monath; Wyntyr Fyllyth hieß: Fülle des Winters; Moadrenach: Nacht der Mutter.

Eben so war ihnen die Schreibekunst völlig fremd; sie sahen sich also genöthiget, ihre Gesetze und Handlungen blos dem Gedächtniß anzuvertrauen. Ihre Dichtkunst bestand, so wie ihre Musik in der

Fer-

fertigung und dem Gesange der Kriegslieder, welche ihre Dichter (die Barden) aufsetzten, um dadurch entweder das Lob verdienter Männer zu besingen oder die Krieger durch die Erzählung ihrer Thaten zur Tapferkeit zu begeistern. Einen solchen Gesang nannte man Bardiet *). Wenn sie sangen, so hielten sie die Schilde vor den Mund um den Ton zu verdoppeln. Diese Gesänge, von denen viele auf unsere Zeiten gekommen sind, waren denn auch die einzigen Jahrbücher der teutschen Nationen. Außer diesen würden wir keine vollständigen Nachrichten von ihnen besitzen, wenn sie uns nicht die Römer hinterlassen hätten.

Ihrer Musikinstrumente waren vier, nämlich die Harfe, die Trommel, die Trompete (oder Tuba) und die Leyer. Die Harfe (vermuthlich gallischen Ursprungs) war sehr einfach und mit wenigen Sayten bezogen.

Für die Tanzkunst hatten sie fast gar keinen Sinn, denn die üppigen Wendungen des Körpers, die sie bey den Römern sahen, hielten sie für äußerst abgeschmackt und für ein Zeichen der Raserey. Ihre Kunst zu tanzen war mehr kriegerische Uebung. Nackende Jünglinge machten zwischen Schwerdtern und Spießen allerhand Bewegungen, ohne sich zu verletzen und wer dies am schnellsten und geschicktesten vermogte, erhielt den lautesten Beyfall der Umstehenden.

Eben so wenig darf man die Mahlerey und Zeichenkunst bey ihnen suchen, denn dafür waren ihre Sinne

*) Daher nennt Klopstock seine „Hermannsschlacht" (von der sehr bald die Rede seyn wird) ein Bardiet (auch Bardit) für die Bühne.

viel zu unbeschliffen und roh. Sie liebten nur das Auffallende und Grelle, bey ihnen fand kein Ebenmaaß und keine Mischung der Farben statt. Ihre Schilde bemahlten sie (wie ich schon bemerkt habe) mit Streifen, aber regellos und ohne Kunst und ihre Häuser bestrichen sie mit einer glänzenden Erde, Ocker *) genannt.

Dieß, lieben Freunde! sind also die ältesten Nachrichten, die ich mit Fleiß, doch ganz in der Kürze, von den Teutschen gesammelt habe. Ihr werdet nun wohl aus allem sehen, daß ihre Begriffe noch sehr roh und ihre Sitten und Gebräuche höchst ungebildet waren. Ihre Leidenschaften beschränkten sich nur auf Krieg, Jagd, Spiel, Völlerey und Müssigang. So mächtig diese Gebrechen auf ihren sittlichen Charakter wirkten, so schön glänzten trotz dem allen, ihre Tugenden, denn wer sollte sie nicht in Hinsicht ihrer Treue, ihrer Keuschheit, ihrer Tapferkeit, und ihrer Freundschaft lieben? Wie unähnlich sehen ihnen hierinnen ihre Nachkommen! Heut zu Tage kennt man in Teutschland die Tugend der Keuschheit und der Treue öfters nur noch dem Nahmen nach. Das böse Beyspiel der benachbahrten Nationen hat das Herz der Teutschen verderbt, die reine Sittlichkeit ist von ihnen gewichen, wie ein guter Engel, alle Laster und Gebrechen gehen itzt im Schwange und von der ehemaligen Treue und Redlichkeit wandelt kaum noch der Schatten unter ih-

*) Ocher (Ocker) in den Bergwerken ein aufgelößtes und in eine Erdgestallt versetztes Metall, oder eine mit Metall vermischte Erde, welche allezeit gefärbt ist. Z. B. Zinkocher, Kupferocher, Eisenocher.

nen. „Ein Wort, ein Mann" hieß es ehemahls — jetzt glaubt man selbst Eiden nicht mehr. Einfach und grade, kunstlos und ohne Zierde war die Kleidung der Teutschen, jetzt sind Eitelkeit und Luxus und alle Grade der Verschwendung unter uns eingerissen. Ehedem trank der Teutsche sein nahrhaft stärkendes Bier; er aß die Erzeugnisse seines Ackers und seiner Wälder, jetzt sind unsere Tafeln mit gaumkitzelnden Getränken und Speisen aus den entferntesten Ländern und Inseln überladen. Sonst war der Teutsche kraftvoll und sein Körper für alle Strapatzen abgehärtet, jetzt schleicht er entnervt und krank, siech und bleich, wie ein Greiß, umher. O! meine Freunde! wie sehr hat sich das alles nach und nach geändert! Allerdings giebt es unter uns noch wackere Männer genug, in denen der Sinn für alt teutsche Redlichkeit noch nicht erloschen ist; allerdings giebt es noch hier und da Verehrer der Tugend, die mit dem reinsten Gefühl der Sittlichkeit die Gebrechen verabscheuen, welche unsere Vorfahren so hart zu züchtigen pflegten — und auf diese allein laßt uns blicken. Nur von ihnen wollen wir lernen, nur nach ihnen wollen wir uns bilden, damit wir alle, wenn auch nicht ganz, doch wenigstens nach unsern Kräften, zu der ehemaligen ursprünglichen Reinheit des Edelmuths und der väterlichen Tugenden zurückkehren.

Nachdem wir nun, meine Lieben! die ersten Begriffe von dem Nahmen, dem Entstehen und den Gebräuchen der teutschen Nation aufgefaßt haben, so ist es nöthig, daß wir endlich auch auf ihre Geschichte selbst fortgehen. Damit wir aber während der Erzäh-

lung von Zeit zu Zeit einen gewissen Ruhepunkt finden; auf welchem wir die ganze teutsche Geschichte gleichsam überschauen können, so wird es für uns sehr bequem seyn, wenn wir sie in bestimmte, festzusetzende Zeiträume oder Perioden abtheilen. Solche Zeiträume sind für den Erzähler und Zuhörer um so passender, da man mit ihnen allemahl eine neue, wichtige Begebenheit in der Geschichte anzufangen pflegt; ja sie sind sogar unentbehrlich, indem man sich bey einer etwanigen Rückerinnerung an diese oder jene Begebenheit auf sie beruft, um sogleich zu wissen, wenn sie sich zutrug? Würdet ihr mich zum Beispiel fragen: In welchen Zeitraum gehört die Kirchenverbesserung Luthers, dessen Leben ich euch erzählt habe, so würd' ich euch antworten: In den achten Zeitraum, der vom Jahr 1519 bis 1657 geht. Fielen aber solche Eintheilungen weg, so würde die Geschichte einem Irrgarten gleichen, in welchem man aus einem Gang in den andern kommt, ohne zu wissen, wo man sich befindet?

Perioden dieser Art sind von den teutschen Geschichtsschreibern iedoch auf mannigfaltige Art behandelt worden. Wir wollen uns dies Geschäft so leicht als möglich machen und nur zehn Perioden oder Zeiträume festsetzen, die aber wiederum in die

alte und neue Geschichte

zerfallen.

Die alte Geschichte zerspaltet sich in sieben Perioden, von denen:

Die 1ste von Erbauung Roms bis zur Errichtung der fränkischen Monarchie (also bis zum Jahr 486 nach Christi Geburt) fortläuft.

Die 2te von Errichtung der fränkischen Monarchie im J. 486. bis auf Kayser Carl den Großen 752.

Die 3te Das teutsche Reich unter den Carolingern (d. h. unter den Nachkommen Carls des Grossen,) von 752 — 911.

Die 4te Das teutsche Reich unter sächsischen Königen und Kaysern von 911 — 1024.

Die 5te Das teutsche Reich unter fränkischen Königen und Kaysern von 1024 — 1125.

Die 6te von Lothar dem Sachsen 1125 bis auf Rudolf von Habsburg 1272.

Die 7te von Rudolf von Habsburg 1272 bis auf Kayser Carl V. 1519.

Die neue Geschichte zählt bis jetzt nur drey Perioden, nämlich:

Die 1te oder 8te von Kayser Carl V. 1519 bis Leopold I. 1657.

Die 2te oder 9te von Leopold I. 1657 bis auf Carl VII. 1740.

Die 3te oder 10te von Carl VII. 1740 bis auf gegenwärtige Zeit 1803.

So laßt uns denn mit der alten Geschichte den Anfang machen. Die Erste Periode beginnt

Von Erbauung Roms bis zur Errichtung der fränkischen Monarchie, also bis zum Jahr 486 nach unsers Herrn Geburt.

Die Geschichte der Teutschen von Erbauung Roms an, ist dunkel und fast ganz leer von Nachrichten. Das Hauptsächlichste davon hab' ich euch schon gesagt. Die Teutschen waren damahls in ver-

schiedene kleinere Völkerschaften getheilt, die theils mit sich selbst, theils mit andern benachbahrten doch eben so unbedeutenden Nationen, wie sie selbst, unaufhörlich in Krieg verwickelt waren. Niemand hat uns davon etwas aufgezeichnet. Späterhin aber wurden sie den Römern (die jetzt aus ihrer Monarchie einen Freystaat oder eine Republik gebildet hatten,) bekannt. Wie das geschah, sollt ihr sogleich erfahren.

Vor allen Dingen müsset ihr wissen, daß es in jenen Zeiten, wo die Geschichte von den Teutschen im tiefen Dunkel liegt, mehrere Nationen gab, die den Nahmen Teutsche führten. Die uns bekannt gewordenen waren z. B. die im südlichen Teutschland am linken Ufer der Donau wohnenden Sueven. Ihr Land war, wie ich schon erinnert habe, in 100 Gaue abgetheilt, aus welchen jährlich tausend Mann in den Krieg zogen. Zwischen der thüringischen Saale und der Elbe wohnten die Hermunduren (nachherigen Thüringer) zwischen der Elbe und der Oder, die Semnonen, und die Longobarden um die Havel und Spree. Zwischen der Elbe und Weser, um den Harz lagen die Wohnsitze der Cherusker, eines mächtigen, kriegerischen Volkes. Die Chatten breiteten sich von der Thüringischen Saale bis zur Eder aus, welche wahrscheinlich die Vorfahren der heutigen Hessen sind, die unter andern die Gewohnheit hatten, daß sie die Kopfhaare und den Barth bis zu Erlegung eines Feindes wachsen liessen und bis auf diese Zeit einen eisernen Ring um den Arm trugen. Auf der Westseite der Weser, an der Nordsee wohnten die Chaucen, die wegen Ueberschwemmun-

gen ihre Hütten auf Dämme baueten. Die Cimbern und Teutonen, bewohnten Hollstein, Schleswig, Jüttland und einige Inseln — und diese beiden letztern Nationen sind es, mit denen die teutsche Geschichte anhebt.

Die Cimbern und Teutonen fühlten nämlich den unwiderstehligen Trieb, ihr Vaterland, (vielleicht aus Ueberdruß) zu verlassen und sich ein anderes, (vielleicht besseres) zu suchen. Deshalb fielen zuerst die Cimbern in Norikum und Illyrien ein, schlugen den römischen Consul Papirius Carbo, der ihnen in dieser römischen Landschaft auf Befehl seines Volks, entgegen zog und liessen sich hier auf einige Zeit nieder.

Horst. Wo liegt denn das Illyrische Land?

Pastor. Heut zu Tage heißt es Dalmatien und grenzt gegen Westen an die Inseln des Golfo von Carnero, gegen Norden an Croatien und Bosnien, gegen Osten an Albanien und gegen Süden an das adriatische Meer. Die Türken haben den größten Theil dieses Landes heut zu Tage im Besitz und Hungarn, Venedig und Ragusa auch einen Theil.

Die Cimbern schickten eine glänzende Gesandtschaft nach Rom, um die Abtretung eines Stück Landes auf ewige Zeiten zu bewirken, allein die Römer schlugen ihnen dieß Gesuch ab. Dieß veranlaßte sie sich mit den Teutonen und Tigurinern zu verbinden und, bevor sie die Niederländer (Belgier) und Schweitzer (Helvetier) wiewohl vergeblich und mit grossem Verlust angegriffen hatten, Italien selbst zu erobern. Hier schlugen sie den römischen Consul Lucius Cassius und den Marcus Scaurus mit einer

Wuth, die das ganze römische Heer fast ganz aufrieb. Vermöge dieser Siege drangen sie mit leichter Mühe nach Italien, wo sie sich aufs neue mit einem gallischen Volke, den Ambronen verbanden, mit denen sie dann auch in das transalpinische Gallien (Frankreich) einfielen. Die Römer sandten ihnen die Consuln Cajus Mannlius und Quintus Servilius Caupio entgegen, aber an der Rhone kam es zu einer entscheidenden Schlacht, die für die Teutschen sehr glücklich ausfiel.

Nach derselben trennte sich ein Theil der teutschen vereinigten Völker, um über das pyrenäische Gebirge nach Spanien zu gehen; wieder ein anderer durchstrich Gallien und plünderte die Einwohner aus. Endlich aber nach langem Herumschweifen vereinigten sie sich aufs neue zu gemeinschaftlichen Unternehmungen. Ein Theil davon (die Cimbern und Tiguriner) kehrten in iene Gegenden zurück, wo sie das erste Treffen mit dem römischen Consul Papirius geliefert hatten; der andere (die Teutonen und Ambronen) wandte sich nach der Rhone um auf der Westseite der Alpen in Italien einzudringen. Ehe sie diesen Entschluß noch ins Werk setzten, wurden sie von dem römischen Consul Marius bey Aix (in der Provence) angegriffen und, nachdem er ihren König Teutoboch, einen ausserordentlich grossen Mann, gefangen erhielt, gänzlich geschlagen. Inzwischen überstiegen die Cimbern mit den Tigurinern die Alpen, giengen über die Etsch und eroberten einen kleine Vestung, wo sie die Besatzung frey abgehen liessen. Marius zog ihnen nach der Schlacht mit den Teutonen nach und vereinigte sein Heer mit dem Heere des andern Consuls Catulus, mit dem er sie bey Ver-

zelli (in Piemont) dermaassen schlug, daß mehrere Tausende auf dem Schlachtfelde blieben. Nach der Niederlage ihrer Männer vertheidigten sich noch die Weiber und Mädchen von ihren Wägen herab und brachten sich dann mit ihren Kindern um, als sie alles verlohren sahen.

Funfzig Jahr lang hatten die Römer vor den Teutschen Ruhe, als endlich ein grosser und berühmter Mann der römische Dictator Julius Cäsar auftrat und mit den Teutschen Krieg führte. Dieser Mann herrschte als Statthalter in einer der Gallischen Landschaften, (in der heutigen Provence und einem Theil von Languedoc) die den Römern gehörte, und suchte die benachbahrten Länder, die an Gallien grenzten, zu erobern. Gleiche Absichten nährten die Helvetier. Deshalb vereinigten sich diese mit den Bojern, welche Norikum inne hatten, und zogen in das Land der Allobrogen (zu den heutigen Genfern in der Schweitz). Cäsar griff sie an und schlug sie. Die Ueberwundenen baten um Frieden und erhielten vom Cäsar die Erlaubniß, sich mit den Heduern (Burgundern) zu vereinigen, die damahls Bundesgenossen der Römer waren. Während dieses Zugs stand Ariovist, ein König der Teutschen, den die Seqvaner (Einwohner der heutigen Franche Comtè (Frangsche Comtö) gegen die Arduer (in Bourgogne und Nivernois) (Burgonge und Nivernoa) zu Hülfe riefen, und welche er besiegte, gegen den Cäsar auf, und suchte ihn aus Gallien zu treiben, weil ihm dieß Land in Rücksicht seiner wärmern Luft und seiner Produkte besser gefiel, als sein rauhes Vaterland.

Anfangs entdeckte er seine Absichten nicht, sondern arbeitete nur in stillem; er berief mehrere kleinere teutsche Nationen über den Rhein herüber, und errichtete sich in dem heutigen Burgund ein eigenes Reich. Jetzt giengen den Seqvanern und den übrigen Galliern die Augen auf; sie baten den Cäsar um Hülfe, sie von diesem lästigen Gaste zu befreyen. Cäsar nahm dieses Erbieten sehr freundlich auf, weil er wahrscheinlich mit einer Klatsche zwey Fliegen, nämlich die Teutschen und die Seqvaner zu schlagen hofte. Er rückte Arioviſten entgegen, dessen Armee damals aus sieben Völkerstämmen, nämlich aus Sueven, Sedusiern, Haruden, Marcomannen, Tribochern, Nemeten und Vangionen bestand.

Säuberlich. Die ersten drey Völker haben sie uns schon einmahl genannt — die letztern aber sind uns wahrscheinlich allen unbekannt.

Pastor. Die Marcomannen (von denen wir bald mehr hören werden) wohnten am Neckar, Mayn und dem Ursprung der Donau. Die Tribochern hingegen nahmen das untere Elsaß ein, die Nemeten aber die Gegenden von Speyer, und endlich die Vangionen die Gegenden von Worms.

Alle diese Völker verbreiteten unter den römischen Soldaten vermöge ihrer angebohrnen Wildheit ein so fürchterliches Schrecken, daß sie keiner angreifen wollte. Nur Cäsars herz- und markvolle Rede allein, vermogte ihnen neuen Muth einzuflößen. Sie griffen mit Wuth die teutschen Völkerschaften an und schlugen sie (wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Mömpelgard). Ariovist floh mit dem Reste der

Sueven, Sedusier, Haruden, Marcomannen und Tribochern über den Rhein, nur die übrig gebliebenen Nemeten und Vangionen blieben in Gallien zurück und unterwarfen sich der Herrschaft der Römer.

Tobias. Wie kam es aber, daß die Römer ein so stark vereinigtes Volk, als die Teutschen damahls waren, schlagen konnte?

Pastor. Daran war wohl der Aberglaube am meisten schuld. Die weissagenden Frauen (Allrunen) nämlich hatten dem Ariovist den unglücklichen Ausgang der Schlacht verkündiget, wenn er sie vor dem Neumond liefern würde. Dies erfuhr Cäsar — er eilte also den Ariovist, der damit zauderte, zu einem Treffen zu zwingen und trug so, im Kampfe mit dem Aberglauben, den Sieg davon.

Cäsar besiegte eben so glücklich noch andere teutsche Völker, z. B. die Sikambrer, die in dem Herzogthum Berg wohnten, gieng zweymahl über den Rhein und machte sich alles unterwürfig. Jetzt aber erwachte der Ehrgeitz in seiner Seele. Er glaubte, daß er Fähigkeiten genug besitze, unumschränkter Gebieter eines Landes zu heißen und warb deshalb mehrere teutsche Soldaten, welche seinen großen Entwurf mit ausführen sollten. Daher gieng er bey dem Anfang der römischen Bürgerkriege nach Italien zurück, wohin ihn seine teutschen Völker begleiteten. Sein Feind Pompejus griff ihn an, aber Cäsar und seine Teutschen schlugen ihn in die Flucht. Diesem zufolge ward Cäsar Beherrscher des ganzen römischen Reichs.

So gründeten die Teutschen durch ihren Muth eine Monarchie, die sie 5 Jahrhunderte darauf wieder zerstöhrten.

Cäsar hatte in Rom viele Feinde — man ermordete ihn auf einem Schlosse, dem sogenannten Capitolium, *) in einer ansehnlichen Versammlung des Raths und der Vornehmsten der Stadt.

Was Cäsar'n nicht gelungen war, nämlich sich zum Beherrscher des römischen Staats hinaufzuschwingen — dies vermochte bald darauf Oktavianus, der sich in der Folge den Nahmen Augustus (von augere, vermehren oder Vermehrer des Reichs) beylegte. Kaum hatte dieser die alte Ruhe wieder hergestellt, als er mit der Provinz Gallien und den teutschen Ländern, welche Cäsar dem römischen Staate unterwürfig gemacht hatte, eine neue Theilung unternahm. Er nannte nämlich die Länder an dem linken Rheinufer von dem obern Elsaß an bis an den Scheldefluß, die sämmtlich von teutschen Völkern bewohnt wurden, Germanien: dies zerfiel aber wiederum in Ober- und Untergermanien. Das Obere begriff nebst dem Elsaß, Speier, Worms und Mainz; das Untere hingegen die Gegenden um die Maas, den Niederrhein bis an die Schelde, worinnen die Ubier und die Tongri wohnten.

Augustus ließ unter andern die Grenzen des teutschen Reichs sehr befestigen und erbauete Castelle (Bergschlösser) um das Land vor den Einbrüchen der kleinen herumschwärmenden Nationen zu decken. In Vinde-

---

*) Das Capitolium war bey den alten Römern ein Schloß, das auf dem Berge gleiches Nahmens stand. Heut zu Tage heißt es Campidoglio. In demselben haben der Senator von Rom und die Conservatoren (die Vorsteher des Staatsraths zu Rom) ihre Wohnung.

licien ließ er die Stadt Augsburg bauen, welche eine Besatzung von 3000 Mann enthielt. Er bekriegte die Tenkterer, Usipeter und Sikambrer, welche, da sie geschlagen wurden, Frieden mit ihm machten und ihm auch Geißeln gaben. Augustus Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, zeichneten sich bey diesem Feldzuge gegen die Teutschen rühmlich aus und eroberten noch überdies Rhätien und Vindelicien.

Wecker. Was waren denn das für Länder?

Pastor. So nannten die Römer diejenigen Distrikte, welche zwischen der Donau und den Alpen, von der ietzigen hungarischen Grenze an (Wien ausgenommen) bis an den Rhein im heutigen Teutschland und in der Schweitz lagen.

August gieng nun nach Rom zurück und hinterließ dem Drusus das Oberkommando. Drusus war ein Mann in seinen besten Jahren, voll Kraft und Heldenmuth, der mit Geduld und Thätigkeit Verachtung gegen alle Gefahren verband. Sein erster Marsch gieng über den Rhein. Hier verwüstete er abermals die Länder der Usipeter und Sikambrer, drang bis zu den Chatten, die in dem heutigen Hessen wohnten, und schifte auf der Ens in das Land der Brukterer. Der Winter, der iezt mit Heftigkeit eintrat, war allein im Stande, ihn von diesen siegreichen Unternehmungen zurückzurufen. Aber schon mit dem Anfange des Frühlings schlug er eine Brücke über die Lippe und drang aufs neue in das Land der Sikambern ein, welche daßelbe verlaßen hatten, um ihre Nachbarn zu einem Feldzug gegen die Römer zu überreden. Dann wandt' er sich zu den Cheruskern und besiegte sie. Eben so glück-

lich war sein Bruder Tiberius. Dieser überwand die Chaucen und drang mit seinem Heer bis an die Ufer der Elbe, die bis iezt die Grenze der römischen Feldzüge blieb. Drusus bauete, wie sein Vater Augustus, ebenfalls einige Festungen; eine an dem Zusammenfluß der Lippe und Alme bey Else in dem Bisthum Paderborn, die andere auf dem Gebirge Taunus (in der Gegend von Mainz und Homburg).

Bey seinem letzten Feldzuge (der besonders gegen die Chatten und Sueven gerichtet war) die vom Mayn an bis an die Donau längst dem Oberrhein hin wohnten, soll ihm, (sagt man) ein Frauenzimmer von ungewöhnlicher Größe entgegen gekommen seyn und ihm seinen baldigen Tod angekündiget haben. Sonderbahr war dies allerdings — weil Drusus wirklich kurz darauf in den Armen seines Bruders Tiberius starb. Doch — konnte sein jählinger Tod nicht auch Folge des Schreckens seyn, den er über die ungewöhnliche Erscheinung eines solchen Weibes empfunden hatte?

Die Römer ließen ihm ein prächtiges Denkmahl, den Eichelstein *) zu Mainz errichten und nannten ihn Germanikus oder Besieger der Teutschen. Nach dem Absterben des Drusus erhielt Tiberius das Oberkommando. Dieser Held glich seinem Bruder weder an Geist noch an Tapferkeit; der Hauptzug seines Charakters war Verstellung. Er wußte diese öfters sehr listig zu seinem Vortheil zu benutzen und überredete

*) Eichelstein ist ein Werk von Steinen auf der St. Jakobsschanze in Mainz in der Gestalt einer Eichel. Diese Form wählte man wahrscheinlich deshalb, weil in den teutschen Wäldern viele Eichelbäume wuchsen.

mit goldenen Versprechungen mehrere teutsche Völker, sich der Oberherrschaft des römischen Reichs zu unterwerfen. Darunter gehörten auch die Sikambern und Marcomannen.

Die letztern thaten sich inzwischen sehr bald hervor, indem ein Mann unter ihnen aufstand, der sich zum König aufwarf und das Joch, welches die Römer um ihre Nacken geworfen hatten, zu zerbrechen strebte. Dieser, ein gebohrner Marcomann, welcher eine Zeit lang in Rom die ädelste Erziehung genossen und sich den Künsten und Wissenschaften gewidmet hatte, hieß Marbod. Er traf in seinem neuen Staate, den er nach seinen Grundsätzen zu bilden gedachte, sehr weise Einrichtungen und überredete, als ihm dies so ziemlich gelungen war, sein Volk, daß es seine zeitherigen Wohnplätze verlassen, und tiefer nach Teutschland eindringen möchte. Er fiel also mit Entschlossenheit in das Land der Bojer (der heutigen Böhmen) ein und verband sich mit den Harudern, Sedusiern, Quaden und Hermunduren. Allerdings ward Marbod dadurch ungemein mächtig und zeichnete sich besonders durch eine eigene Leibwache, vor andern Heerführern seiner Zeit sehr vortheilhaft aus.

Perls. Wer bezog denn nun das von den Marcomannen verlassene Land?

Pastor. Hier ließen sich gallische und teutsche Völker nieder, aus denen nachher die Allemannen hervorgiengen.

Die Römer wurden auf die unermeßliche Macht des marcomannischen Königes Marbod neidisch und stellten ihm, von Eroberungsgeist getrieben, eine Macht

entgegen, wie sie der römische Staat noch nie gehabt hatte. Tiberius erhielt Befehl, mit zwölf Legionen den Krieg mit Marbod zu beginnen.

Niklas. Wie viel betrug denn eine römische Legion?

Pastor. Ungefehr 300 Reuter und 5000 Mann zu Fuß. Die Armee der Römer war also 63600 Mann stark. Das Herr kam aus Panonien; ein anderer Herrführer, der Statthalter in Obergermanien, Saturninus, marschirte durch das Land der Chatten über den Harzwald und vereinigte sich mit dem Tiberius. Zum Glück für den Marbod, empörten sich plötzlich die Pannonier und Dalmatier — Dieß zwang die Römer, mit Marbod einen Frieden zu schließen, der für diesen großen Gewinn hatte und für sie von sehr mißlichen Folgen war.

Das Unglück folgte den Römern auf dem Fuße nach. Hört nur, wie dies kam. Als nämlich Saturninus und Tiberius mit ihrer Armee dem Marbod entgegen marschierten, hatten die Römer an des erstern Stelle, den Quinctilius Varus, einen (nach dem Zeugniß aller römischen Historienschreiber) geitzigen, grausamen, weichlichen und kraftlosen Mann, zum Statthalter in Obergermanien ernannt, und welcher zugleich das niederrheinische Heer anführen sollte. Dieser Mensch hörte, daß Marbod mit den Römern einen Frieden geschlossen hatte, der für die letztern eben nicht allzugünstig ausgefallen sey und behauptete nun, daß es durchaus leicht sey, eine so undisziplinirte Nation wie die teutsche, mit wenigen Truppen auf immer zu unterjochen. Er stützte sich bey dieser Behauptung,

die

die besonders die Folge seines unermeßlichen Stolzes war, auf die von Augustus und Drusus erbaueten Schlösser diesseits des Rheins, welche, wie er meynte, hinreichend wären, die Teutschen zu demüthigen.

Unbesorgt schlug er nun mitten im teutschen Lande sein Lager auf, erpreßte Steuern und Abgaben und übte Recht und Gerechtigkeit nach den römischen Gesetzen, — ja er gieng endlich so weit, daß er den Teutschen die Ruthen und Beile der römischen Lictoren (Gerichtsdiener) als das Recht über Leben und Tod, vorzeigte, um die etwanigen Verbrecher damit zu schrecken. Ein solches Betragen, welches schnurstraks auf eine immerwährende Sclaverey deutete, konnte den Teutschen ohnmöglich gleichgültig seyn, dennoch ließen sie ihren Verdruß nicht laut werden und unterdrückten, wiewohl mit Zwang, das beleidigte Gefühl der Freyheit. Sie nahmen sogar die Sitte des Tiberius an, und übten sich in der Kunst der Verstellung. Viele von den vornehmen Teutschen, die nicht selten an Varus Tafel speißten, schmeichelten ihm, nannten die römische Polizey vortreflich, und ihn selbst einen weisen, denkenden Mann: doch nur in der Absicht, um ihn recht sicher zu machen. Sobald sie von ihm weg waren, wiegelten sie, aber ganz in stillem, die Nation gegen ihn auf und dachten nur auf eine bequeme Gelegenheit, sich gegen die Römer zu empören.

Um dieser Empörung den Geist der Ordnung einzuhauchen, bedurften sie indessen noch eines Mannes, der ihr Anführer ward. Er fand sich sehr bald. Herrmann (oder Armin) ein junger Fürst der Cherusker, die damahls an der Weser und am Harze wohn-

ten, ein ädelmüthiger und tapferer Mann, der in Rom sich, so wie sein wackerer Vorgänger, der marcomannische Marbod, auf das treflichste gebildet hatte, fühlte die Leiden der teutschen Nation und gelobte, ihr Erretter zu werden. Er fieng dieß außerordentlich fein an. Um nämlich dem Varus eine hohe Meinung seiner warmen Anhänglichkeit an den römischen Hof, beyzubringen, und sich ihm als einen Mann von seltener Treue zu schildern, bat er ihn immerwährend, daß er Soldaten in das teutsche Gebiet senden mögte, um die Unruhen zu stillen, die er vorher selbst mit Fleiß gestiftet hatte. Die Hauptabsicht dabey war, seine Armee allmählig zu schwächen. Ueberdieß erschienen die Teutschen häufiger vor seinem Gerichtshof und baten sich, wenn sie in ihre Districte zurückkehrten, eine Begleitung von Soldaten aus, theils ihrer persönlichen Sicherheit wegen, theils um die Einfälle der kriegerischen Nachbahren zu vernichten. Auch dies geschah deshalb, um eine Schwächung des Heeres zu veranlassen. Als die Teutschen nun auf den Hauptangriff der römischen Armee eingerichtet und alle Vorbereitungen zum vollkommenen Siege getroffen waren, machte Herrmann die Rebellionen im innern Teutschland dem Varus so wichtig, daß dieser endlich seine Gegenwart für äußerst nothwendig hielt. Er zog aus, um die Rebellen zu demüthigen und achtete die Stimme seiner ihm noch übrig gebliebenen Freunde nicht, die ihm die Verrätherey des Herrmanns in die Ohren raunten. Dieser befand sich in seinem Gefolge, und sammelte schnell die hier und da versteckten Völkerschaften. Varus zog ohne den geringsten Argwohn immer voraus in den Teuto-

burger Wald im Paderbornischen Gebiete. Dieß war das Plätzchen, wohin Herrmann seinen Feind haben wollte. Sturm und Regen waren gleichsam das Zeichen zum Angriff. Aus allen Winkeln des Waldes quollen die Teutschen hervor. Herrmann zog nun selbst sein Schwerd und umzingelte mit seinen Leuten den Unglücklichen, der ohne Hülf' und Rettung war. Dennoch schlugen sich die Römer durch und erreichten ein anderes Stück Wald — allein das half ihnen wenig. Die Teutschen griffen sie hier noch heftiger an — Varus stand am Rand der Verzweiflung und stürzte sich selbst in sein Schwerd. Mehrere von seinen Unterbefehlshabern folgten seinem Beyspiele. Wenige entkamen durch die Flucht — die meisten lagen entseelt auf dem Schlachtfelde. Viele Gefangene wurden den Göttern geopfert.

Herrmann ließ dem Varus das Haupt abhauen und sandt' es dem marcomannischen König Marbod. Als Augustus diese fürchterliche Niederlage (wo gegen 50,000 Mann geblieben waren) erfuhr, lief er wie wahnsinnig mit dem Kopf gegen die Wand und rief dabey mit Thränen aus: „Varus! gieb mir meine Legionen wieder."

Augustus beschloß einen neuen Feldzug gegen die Teutschen, um die Niederlage seiner Legionen zu rächen, aber keines von allen seinen Völkern wollte gegen diese Ungeheuer (wie sie die Teutschen nannten) dienen. Nur durch Zwangsmittel gelang es ihm, dem Tiberius ein neues Heer zu übergeben. Doch waren seine Arbeiten ohne Bedeutung, zumahl da sich die Teutschen ziemlich

ruhig verhielten. Ohne etwas gewonnen zu haben, gieng er, nach Augustus Tode, nach Rom zurück.

Nunmehro erhielt Drusus Sohn, Germanicus, der ganz seinem großen Vater ähnlich war, das Commando. Sein erster Feldzug war gegen die Marsen gerichtet, die zwischen Münster und Paderborn haußten. Daß er sie schlug, hatt' er wohl mehr dem Feste zu verdanken, das sie eben feyerten (und worinnen sie sich nach den Gesetzen ihrer Religion nicht stöhren ließen), als seiner Tapferkeit. Dabey zerstöhrte er den Tempel Tanfane, in welchem sie zu opfern pflegten. Ein gleiches Schicksal hatten die Brukterer, Usipeter und Tubanten (welche letztere in Westphalen wohnten) und die ihn auf seinem Marsche zu beunruhigen suchten. Auf einmahl erhoben sich neue Unruhen unter den Cheruskern, deren Fürst der tapfere Herrmann war. Dieser hatte nämlich dem Segestus seine Tochter, Thusnelda, entführt, und entzweyete sich darüber sehr heftig mit ihm. Segest schickte deshalb an die Römer eine Gesandtschaft, um sich ihre Hülfe gegen den Herrmann zu erbitten. Nichts konnte den Römern erwünschter kommen, als dieses Anerbieten. Germanicus zog ihm entgegen und versöhnte die streitenden Partheyen, nahm aber Herrmanns Gemahlin mit sich hinweg, vermuthlich, weil sie ihm gefiel. Darüber ergrimmte Herrmann so sehr, daß er nicht nur die Cherusker, sondern alle benachbahrten teutschen Nationen gegen die Römer aufwiegelte.

Niklas. Gelang es ihm denn?

Pastor. O! nur allzuwohl. Es fanden sich mehrere von den teutschen Fürsten, die die Römer als

ihre ärgsten Feinde haßten. Mit Freuden boten sie dem Herrmann die Hand, und verbanden sich mit seinen Cheruskern. Germanicus erhielt von dieser Verbindung Nachricht und nahm die Chaucen, die er sich unterwürfig gemacht hatte, zu Hülfe. So zog er in ziemlicher Anzahl der Armee des Herrmanns entgegen, schlug sie und verfolgte die Fliehenden bis an den Ausfluß der Ens. Hier theilt' er seine Soldaten. Einen Theil davon übergab er dem römischen Feldherrn Cäcina, der damals seinen Weg nach Westphalen nahm, wo er viel von den Cheruskern litt, die ihn mit ihren langen Spießen, deren sie sich bedienten, viel zu schaffen machten.

Die Römer hatten auf dem festen Lande ein Lager aufgeschlagen, das von Herrmann und seinen Verbündeten plötzlich überfallen wurde. Allein sie richteten gegen die geübten Römer wenig aus und flohen zurück. Dies ermunterte den Germanicus, aufs neue aufzubrechen. Er begab sich wieder zu Schiffe und fuhr an die nördlichen Küsten der teutschen Nationen, nahm Hülfsvölker von den Chaucen nnd lagerte sich den Cheruskern über an der Weser. Herrmann suchte durch Versprechungen Flüchtlinge von den Römern an sich zu locken um das römische Heer zu verringern, und bot deshalb jedem einen täglichen Sold von 100 Sestertien, eine Frau und Acker.

Peter, Wie viel sind denn 100 Sestertien?

Pastor. Eine Sestertie betrug nach unserm Gelde so viel als 3 Kreutzer. — Doch dies alles nützte ihm wenig. Schon des andern Tages begann das Treffen. Durch unvortheilhafte Stellungen versahen

es die Cherusker so, daß ihnen die Römer in den Rücken fielen, auch würden sie wahrscheinlich gegen die römischen Bogenschützen, die mit ihrem Gewehr sehr flink umzugehen wußten, wenig ausgerichtet haben; überdies kam noch hinzu, daß ein Theil der Rhätier, Gallier und Vindelicier den Römern zu Hülfe kam — mit einem Worte, die Teutschen wurden förmlich geschlagen und selbst Herrmann, der mit Löwenmuth gefochten hatte, erhielt einige Wunden und floh.

Germanicus Oheim, Tiberius, wurde über die ruhmvollen Siege seines Neffen, und besonders durch seinen letzten über die Angrivarier, welche in dem heutigen Fürstenthum Minden wohnten, eifersüchtig, und rief ihn zurück. Germanicus gehorchte und zog in Gesellschaft vieler überwundenen Teutschen in Triumph ein. Ein Jahr darauf (nach Christi Geburt 19.) starb er (wahrscheinlich) an Gift.

Niemand freuete sich über den Rückzug des tapfern Germanicus mehr als die Teutschen. Sie hofften nun der Ruhe zu genießen, die man ihnen nicht gegönnt hatte, doch der kriegerische Geist, der unter ihnen webte, ließ es bloß bey der Hofnung bewenden. Wie dies kam, will ich euch (so Gott will) auf den Sonntag erzählen.

Dritter Abend.

Herrmann (so begann am dritten Sonntags-Abende der Herr Pastor seine Erzählung) kündigte dem Könige der Marcomannen Marbod den Krieg an, weil er seine Herschsucht, die sich von Tag zu Tage mehr-

te, nicht dulden wollte. Er nannt' ihn einen Tyrannen und einen Verfolger der teutschen Freyheit. Die Longobarden und Semnonen (welche wahrscheinlich bey Wittenberg und Dresden wohnten) traten auf Herrmanns Seite. Von beyden Seiten kam es zur Schlacht, worinnen Herrmann siegte. Marbod zog sich zurück und rief die Römer, jedoch ganz zu seinem Nachtheil, zu Hülfe. Diese, welche Marbod verabscheuten, hetzten einen Fürsten der Gothen (die damahls in Westpreussen wohnten) den Catuald gegen ihn auf. Catuald überfiel ihn und nahm ihm seine Schätze. Jetzt verliessen ihn selbst seine Völker; er floh nach Noricum, wo er die Römer aufs neue, aber vergebens, um Schutz und Hülfe bat und starb endlich in Ravenna im hohen Alter und seiner königlichen Würde beraubt. Ein ähnliches unglückliches Schicksal hatte Herrmann. Das, was er ehedem Marbod vorgeworfen hatte, bewirkte jetzt seinen eigenen Sturz. Man beschuldigte ihn der Tyranney und der Herrschbegierde. Die Teutschen fingen eine Meuterey an, zogen gegen ihn zu Felde und tödteten ihn. An seinem Tode waren besonders die Feinde der Cherusker, die Chatten schuld; ihre Mißgunst ging so weit, daß selbst ihr Fürst Adgandester sich erbot, ihn durch Gift zu tödten. Mit seinem Tode sank auch die Macht seines Volkes, denn die Chatten ruheten nicht eher, bis sie ihr Reich so geschwächt hatten, daß es fast seiner Auflösung nahe war. Herrmann wurde noch lange nach seinem Tode bedauert. Ihm zum Andenken errichteten seine Landsleute die bekannte Irmen- (oder Herrmanns-) Säule

und dichteten Lieder auf ihn, welche ihre Barden abzusingen pflegten.

Unter den Kaysern Claudius, Caligula und Nero waren die Kriege und Uneinigkeiten mit den Teutschen von keinem sonderlichen Belang. Die Römer befanden sich wenigstens in ihren Besitzungen sicher. Wären sie aber thätiger, wenigstens noch eben so kriegerisch gesinnt gewesen als sonst, so würde es ihnen leicht geworden seyn, ganz Teutschland zu erobern. Aber dieser Geist des Kriegs war verschwunden — die höchste Unthätigkeit, und Weichlichkeit, die Liebe zum Luxus und zur Verschwendung hatte ihn abgelößt.

Philipp. Nun das hatte doch auf die Kayser keinen Einfluß?

Pastor. Und doch. Am lächerlichsten betrug sich der Kayser Caligula. Dieser wollte sich, wie August, Drusus und Germanicus berühmt machen und gegen die Teutschen fechten, auch ging er wirklich zu Felde, allein unverrichteter Sache kehrte er nach Rom zurück. Um nun wenigstens ein Ueberwinder der Teutschen zu scheinen, zogen Gallier, in teutsche Trachten gekleidet, seinen Siegeswagen. — Unter Neros (eines der grausamsten Kayser der römischen Monarchie, der besonders der Christenverfolgung wegen bekannt ist) Regierung führten die Hermunduren mit den Chatten Krieg. Er entspann sich der Salzqvellen wegen, die ihnen jene streitig zu machen suchten. Endlich siegten die erstern und opferten, nach der Gewohnheit der Chatten ihre Gefangenen den Göttern. Indessen — alle dergleichen Ge-

fechte hatten keinen Einfluß auf das Ganze. Weit wichtiger waren die Unruhen, die nach Neros Tode (im J. 68) in dem Herzen von Gallien und Belgien erwachten.

Die Gallier nämlich fanden die drückende Last der römischen Regierung doppelt hart. Einer ihrer Aedlen, Julius Vinder entschloß sich daher, vom Geist der Freyheit beseelt, sein Vaterland von diesen schimpflichen Ketten zu befreyen. Aber sein Muth ward nicht belohnt. Die Römer vereinten sich mit den Belgiern und schlugen ihn. Weit glücklicher als er, war Claudius Civilis, ein ädler Bataver —

Horst. Wer waren denn die Bataver?

Pastor. Ebenfalls eine teutsche Nation, welche das Land bewohnten, das die Mündungen des Rheins zu einer Insel bilden, und deshalb die batavische Insel genennt wird.

Dieser Claudius Civilis bewieß seinen Landsleuten, daß sie als Bundesgenossen der Römer nicht geschützt, sondern unterdrückt würden. Er legte ihnen Beweise vor, daß jene die beste Mannschaft für ihre Legionen aushüben und sie dennoch (wie ungerecht!) mit Abgaben beschwerten. Er schärfte ihnen dabey ein, wie ungerecht es sey, daß die Römer Hauptleute zu ihnen sendeten, die ihnen das Mark aussaugten und, wenn sie bereichert wären, nach Rom zurückkehrten. Den Batavern waren die Gründe seiner Vorstellungen klar. Sie gaben ihm die Erlaubniß, ganz nach seinen Willen zu schalten. Auf diesen Wink verband er sich mit den Caninefaten (die an Batavia grenzten und an der See wohnten) nebst den

Friesen, schlug bald darauf die römische Flotte auf dem Rhein, und schloß die Macht zu Lande in dem Lager bey Xanten (jetzt Santen im Clevischen) ein, daß sie sich Mann für Mann ergeben mußten. Andere teutsche Völker zerstöhrten die Rheinfestungen, und verschonten blos Mainz und Vindonissa (Windisch). So wie ehedem, war nun der Rheinstrohm wieder frey.

Damit nicht zufrieden, schickte der Kayser Vespasianus den Feldherrn Petilius Cerealis nach Obergermanien, um das ehemalige Ansehen der Römer an diesem Strohm wieder herzustellen. Dieser schlug die Travirer (wahrscheinlich Trierer) bey Rigol an der Mosel und die Armee des Civilis. Jetzt war auch dieser unglücklich; er sah sich genöthiget, mit den Römern Frieden zu schliessen, besonders da er von den mehresten seiner Landsleute verlassen wurde.

Der Wechsel des Glücks hatte den Teutschen sehr deutlich gezeigt, daß es sehr wohl möglich sey, die Römer zu überwinden. Dieß veranlaßte sie, ein allgemeines Bündniß unter einander zu errichten und das römische Reich in seiner Grundveste zu erschüttern. Einen solchen Entwurf vermochten sie um so gewisser auszuführen, indem sie seit der Bekanntschaft mit den Römern, von denen sie unwillkührlich mancherley nützliche Kentnisse erlernten, sehr grosse Veränderungen erlitten hatten. Sie dachten über manche Gegenstände jetzt heller und besonnener, als ehemals; man konnte ihnen nicht mehr den Vorwurf eines ganz ungebildeten und rohen Volkes machen. Viele von den Teutschen hatten sich lange in Italien

aufgehalten, wo sie Künste, eine andere (vielleicht bessere) Regierungsform, Gesetze und Bequemlichkeiten des Landes kennen gelernt hatten. Mit hellern Einsichten kehrten diese jetzt in ihr Vaterland zurück, nahmen wohlklingendere (römische) Nahmen an und bereicherten ihre Landsleute mit ihren gewonnenen Erwerbnissen. Der Geist des Handels erwachte unter ihnen, sie trieben Ackerbau und Viehzucht und baueten Dörfer und Städte nach römischer Art. Destomehr aber hatten sich ihre Sitten verändert. Das böse Beyspiel der Römer ging nach und nach auf sie über. Durch häufige Eroberungen gereitzt, behandelten sie ihre Zusagen und Versprechungen mit Kälte, die Liebe zum Reichthum, und zur Wollust erwachte. Selbst ihre Sprache richtete sich nach jener und nahm viele Wörter aus der römischen (lateinischen) auf.

Säuberlich. O! geben Sie uns doch ein paar Beyspiele davon.

Pastor. Recht gern. Ich will auf jedes römische Wort allemahl ein Teutsches folgen lassen: Fenestra Fenster; scribere schreiben; Mus die Maus; legere lesen; nomen Nahme; Murus Mauer; satur satt; Vinum Wein; corona Crone; coquere kochen. Ihr seht aus diesen wenigen schon die ungemeine Aehnlichkeit. Und solcher Wörter gab es noch weit mehr, nur schade, daß sie mir grade nicht gleich einfallen.

Ihre Kriege führten die Teutschen ebenfalls regelmäßiger als sonst. Sie befestigten ihre Läger und Grenzen mit Wällen und fiengen sogar an, Könige zu wählen, deren Würde erblich war.

Also — (ich komme nun auf meine erste Bemerkung zurück) — diese Verfeinerung der Teutschen in allem, was ihre Kriegskunst und ihre bessern Einsichten betraf, veranlaßte sie, ein allgemeines Bündniß zu errichten, damit sie dann um so leichter die römische Herrschaft zertrümmern könnten. Zu diesem Bunde traten die Marcomannen und alle Völker, die von Pannonien längst der Donau bis an den Norden wohnten, als Qvaden, Hermundurer und Narisker und so entstand aus diesem Bunde der in der teutschen Geschichte so bekannte marcomannische Krieg.

Gerüstet mit einer unglaublich starken Heeresmacht gingen sie nun über die Donau bis an die Grenzen Italiens, brachen in Pannonien ein und machten die Römer zittern. Zum Unglück befand sich der damahlige römische Kayser (Marcus Aurelius) wegen der Kriegskasse, die ziemlich erschöpft war, in großer Verlegenheit. Um diese zu tilgen, und den Krieg mit Anstand fortsetzen zu können, sah er sich genöthiget, einen großen Theil seiner Kostbarkeiten zu verkaufen. Der Krieg war verheerend und blutig. Die Qvaden besonders machten den römischen Legionen viel zu schaffen, sie lockten sie in enge Pässe und wilde Gegenden, wo es wenig Quellen gab. Die Quaal des Durstes nahm überhand und würde sie wahrscheinlich verzehrt haben, wenn sich nicht der Himmel ihrer erbarmt und einen Regen geschickt hätte, durch den sie sich erquicken konnten. Mit den Schilden und Helmen fiengen sie das Wasser auf und tranken aus ihm neuen Muth und neue Entschlossenheit. Jetzt griffen sie eben so muthig, als sie vorher zaghaft ge-

wesen waren, das Heer der Quaden an und besieg- ten es. Die Teutschen baten um Frieden und erhiel- ten ihn, wie wohl unter harten Bedingungen. Dann schickte der Kayser einen Theil der Ueberwundenen nach Italien, um es zu bevölkern und die Nation zu schwä- chen. Darüber starb er.

Nach dem Kriege der Marcomannen verschwan- den die kleinern teutschen Völker meistentheils und größere traten an ihre Stelle. Unter diesen zeichneten sich hauptsächlich die Allemannier während der Regie- rung des Kayser Caracalla (im J. nach Christo 213) aus. Sie bestanden aus mehrern Völkern, die in Verbindung mit den Sueven allmählig über den größten Theil von Schwaben, Helvetien bis an die Länder gegen Mainz und die Lahn hinab, herrschten. Neben diesen traten Sachsen und Gothen auf. Die letztern theilten sich in die Ost- und Westgothen, drangen von den Ufern der Ostsee in wärmere Län- der vor und stifteten im dritten Jahrhunderte an dem mitternächtlichen Ufer der Donau, zwey mächtige Reiche.

Sachsen (die wahrscheinlich ihren Nahmen von ihren langen Messern Sassen genannt, erhiel- ten,) waren diejenigen Völker, die das heutige Holstein, Bremen und die benachbahrten Inseln bewohnten, wie ich das schon einmahl bemerkt zu haben glaube. Die, welche an den Küsten wohnten, waren in der See- kunde hauptsächlich berühmt. Sie waren eine sehr wilde Nation und zogen ohne König und Anführer, mehr deshalb aus, um Beute zu machen, als um Länder zu erobern.

Alle diese Nationen zusammen verbunden, wurden dem römischen Reiche sehr gefährlich, und das um so mehr, da es von einer Reihe Kayser beherrscht ward, die nicht Muth genug hatten, ihnen die Stirn zu bieten. Ihre Schwäche bot den Teutschen also gleichsam die Hand, um ihre Eroberungen zu begünstigen; daher drangen die Gothen kühn und entschlossen nach Thrazien, die Franken in die gallischen Provinzen und die Allemannier nach Rhätien; ja! die Franken giengen so gar, als man sich ihnen nicht entgegenzustellen wagte, nach Spanien. Der Kayser Aurelianus suchte zwar den Allemanniern, als sie mit den Marcomannen nach Italien zu gehen dachten, den Weg abzuschneiden, doch ohne Nutzen; sie schlugen ihn zurück und verwüsteten die schönen mayländischen Gefilde. Schon bey Piaçensa erlitten die Römer eine Niederlage, die fast ihre Herrschaft stürzte. Kayser Probus focht mit größerm Glück gegen die Teutschen, denn er schlug die in Gallien eingefallenen Allemannen und Franken, drang selbst in ihre Staaten ein und versetzte einen Theil der Ueberwundenen in die römischen Provinzen. Aber diese unruhigen Köpfe fanden hier keinen dauerhaften Sitz, indem die Franken, welche Probus nach Thracien geschickt hatte, sich der Schiffe bemächtigten und nach Griechenland und Africa segelten, wo Plünderungen und Verheerungen aller Art jeden ihrer Fußtritte bezeichneten. Von da streiften sie nach Sicilien und eroberten Syracus. Aus dem mittelländischen Meere schifften sie in das westliche und landeten dann glücklich an den teutschen Küsten.

Vom Jahr 280. bis zu Ende des dritten Jahr-

hunderts dauerten die Unruhen der Teutschen unabläßig fort. Der Kayser Diocletian sah endlich ein, daß ein Monarch allein nicht vermögend sey, ein so unruhiges Volk in Schranken zu halten, da besonders das seinige durch Ueppigkeit entnervt und also viel zu schwach war, um die Herrschaft über dasselbe zu behaupten. In dieser Rücksicht nahm er den Maximinianus zum Mitregenten an, welcher nach seiner Vorschrift die besondere Aufsicht über Italien, Rhätien, Vindelicien und Noricum hatte. Diesem folgten bald noch zwey andere, Licinius und Constantin. Dem letztern übergab er Gallicien und das, was die Römer in Teutschland besassen. Er führte auch mit den Franken Krieg und behandelte sie so grausam, daß er sogar einige von den gefangenen Königen den wilden Thieren lebendig vorwarf und sie zerfleischen ließ.

Constantin erhöhete seinen Kriegsruhm durch sehr glücklich geführte Kriege mit den schon genannten teutschen Völkern den Allemannen, Gothen und Franken dermaassen, daß er sich endlich bis zum Alleinbeherrscher der römischen Monarchie emporschwang. Er stellte die von den Römern so lange vergeblich erseufzte Ruhe vollkommen wieder her und gewann nun Kraft, auf die Verbesserung seiner Länder nud Städte zu denken. Unter ihm ward die prächtige Stadt Trier gebauet, welche neben vielen öffentlichen Gebäuden auch eine ansehnliche Schule, viele Fabriken und eine Münze erhielt. Man nannte sie ihrer Schönheit wegen das zweyte Rom und einige Kayser machten sie zu ihrer Residenz. Constantin aber zog nach Constantinopel, wahrscheinlich in der Absicht, damit er von

hier aus den östlichen Theil des Reichs besser verthei-digen möchte. Zugleich nahm er eine neue Theilung des Reiches in vier Präfecturen (Voigteyen) deren jede wieder in Diöcesen (Kirchsprengel) zerfiel, vor. Jede von den letztern bestand aus einigen Provinzen (Landschaften). Die erste Diöces der italienischen Präfectur enthielt Rhätien, die andere (illyrische) Noricum. In der gallischen Präfectur und Diöces waren die Provinzen Belgica prima (das vordere Belgien) mit der Hauptstadt Trier und Belgica secunda (das hintere Belgien) worinnen Rheims der Hauptort war. Dann Maxima Sequanorum, wozu Besançon und Basel gehörten, Germanica prima mit der Hauptstadt Mainz und Germanica secunda mit der Hauptstadt Cölln, oder Ober- und Unter-Teutschland.

Die größte Merkwürdigkeit, die sich unter Constantins Regierung ereignete, war, daß er sich öffentlich zur christlichen Religion bekannte. Er haßte den Gottesdienst der Heyden und ließ nicht nur ihre Tempel verschliessen sondern verbot auch alle Opfer bey Lebensstrafe.

Säuberlich. Wie sah es denn damahls in den christlichen Gemeinden aus?

Pastor. Allerdings etwas anders als iezt. Es sey mir erlaubt, euch davon ein kleines Gemählde aufzustellen.

In den ersten christlichen Gemeinden herrschte die größte Einfachheit. Jedes Glied war dem andern gleich und der erste Grundsatz der Religion hieß: — Demuth. Daß in den aller früheſten Zeiten noch

keine

keine Bischöffe gab so fragten die Christen in zweifelhaften Fällen die erfahrendsten Männer der Gemeinde, von denen man wähnte, Gott rede durch sie, und nannte sie deshalb Propheten. Als hernach die Gemeinden stärker anwuchsen, so hielt man es für nöthig, gewisse Personen zu wählen, denen man die Aufsicht über kirchliche Gebräuche u. s. w. anvertrauen konnte. So wurden z. B. zu mancherley Handreichungen beym öffentlichen Gottesdienst, zur Pflege der Kranken u. s. w. gewisse männliche und weibliche Personen bestellt, welche den Nahmen Diaconen, Diaconissinnen (Dienende) erhielten. Andere empfiengen die immerwährende Aufsicht bey der Beobachtung der Kirchengebräuche, bey Sammlung des Allmosens, auch mußten sie auf den Lebenswandel der Christen Acht haben. Man nannte sie Presbyteri *) oder Aeltreste, Episkopi oder Bischöffe. Jede Gemeinde hatte wiederum ihren Bischof, der der erste war. Oefters kamen auch die Bischöffe zusammen, um sich über streitige Punkte in ihren Lehrsätzen oder auch über andere Dinge zu berathschlagen, welche etwa die Kirchenzucht betrafen. Diese Zusammenkünfte erhielten den Nahmen: Provinzialsynoden. Allerdings hatten diese Bischöffe große Gewalt — sie durften sie aber nur im Nahmen der Gemeinden ausüben. Nach und nach bildeten sich auch Metropoliten oder Haupt- (Erz-) Bischöffe, welche über die andern zu gebieten hatten und endlich Patriarchen, welche die al-

*) Aus diesem Worte ist wahrscheinlich das Wort Priester entstanden.

lerhöchsten waren. Die Glieder des geistlichen Standes pflegte man den Clerus, die des weltlichen die Layen *) zu nennen. Ein geistliches Regiment führte den Nahmen Hierarchie oder Priesterregierung.

Constantin, der aus wahrer Ueberzeugung, daß die christliche Religion vernünftiger und besser sey, als die heidnische, zu ihr übergetreten war, überhäufte die Bekenner des Christenthums mit Ehrenstellen und zog sie überall vor. Besonders ertheilte er den Bischöffen eine hohe Gewalt. Die ersten Bischöffe setzte er nach Trier und Cölln.

Horst. Sind ihre Nahmen nicht bekannt worden?

Pastor. O! ja, der zu Cölln hieß Maternus und der zu Trier Agroncius. — Nachher wurden fast in jeder großen Stadt Bischöffe angestellt, von denen sich hauptsächlich in Rücksicht ihres gewaltigen Ansehens die Bischöffe zu Rom und Constantinopel auszeichneten, welche bald darauf bis zur höchsten Würde der Patriarchen gelangten.

Als Constantin älter ward, theilte er das Reich unter seine drey Söhne, doch traten sie erst ihre Regierung an, als er im Jahr 337. starb. Die Ruhe des Reichs blieb ohne Stöhrung, so lange es getheilt war, keiner beeinträchtigte den andern, so wie aber Constantius (der dritte Sohn des Constantin) Alleinherr ward, giengen auch die alten Streitigkeiten wieder an. Vorzüglich rebellisch betrugen sich die

*) Layen kommen aus dem Griechischen her von λαος (Laos) das Volk.

Allemannier, denen er seinen Vetter Julian *) entgegenstellte. Dieser erfocht bey Strasburg (357) über sie einen glänzenden Sieg und schlug ihre Könige Chnodomar und Seragio in die Flucht. Dabey gieng er über den Rhein und durchstreifte ihr Land bis an die Grenzen der Burgunder.

Julians Nachfolger hatten mit den Teutschen noch mancherley Kriege zu führen. So brachen z. B. die Sachsen, Allemannier und Franken in das römische Gebiet ein und verwüsteten alles, was sich widersetzte. Die Allemannier trieb Valentinianus, nachdem er sich vergebens bemühet hatte, ihnen einen König zu geben, über den Neckar in das innere Teutschland zurück, legte an den Ufern des Rheins neue Festungen an und machte den obern Theil durch Verschanzungen zu einer sichern Grenze seines Reichs.

Kaum war dies geschehen, als sich eine der merkwürdigsten Begebenheiten in der Geschichte, die große Völkerwanderung zutrug. Die Teutschen nämlich, die von der römischen Herrschaft bey weitem weniger, als sonst, zu befürchten hatten, traten um ihre Unabhängigkeit noch fester zu gründen, in weitumfassendere Verbindungen. So vereinten sich Vandalen, Sueven, Franken, Gothen und Sachsen, welche nun das geschwächte Kayserthum auf allen Seiten angriffen. Als die übrigen teutschen Nationen sahen, daß ihre Angriffe nicht ohne Frucht blieben, so erwachte auch in ihnen der Geist der Eroberung; sie harrten

*) Dieser Julian, der die Christen so hart verfolgte, ist in der Geschichte durch den Nahmen Apostata (der Abtrünnige) bekannt worden.

blos des ersten günstigen Augenblicks, um das Schwerd zu zücken, wie das zum Beyspiel bey den Allemannen am Oberrhein, und bey den Marcomannen an der Oberdonau der Fall war. Jede Nation bot der andern willig die Hand, um ihre Entwürfe desto sicherer auszuführen. Den größten Druck aber gaben ihnen die Hunnen. Dieß Volk, welches am schwarzen Meere wohnte, brach zuerst um das Jahr 375 von seinen bisherigen Wohnplätzen auf, besiegten die an den Ufern dieses Flusses wohnenden Alanen, drangen dann mit einer ungeheuren Macht in das Land der Ostgothen ein, welche von dem König Ermanrich beherrscht wurden, und welchem sie Reich und Krone raubten. In diesen unglücklichen Verhältnissen wandten sich mehrere hundert tausend Westgothen an die Donau, wo sie vom Kayser Valens Schutz und Land forderten. Valens erhörte ihre Wünsche und schickte sie nach Thrazien. Hier hielten sie sich eine Zeit lang zwar ruhig, als sie aber die römischen Stadthalter durch Theuerung und Erhöhung der Lebensmittel auf das härteste peinigten, so griffen sie aufs neue zu den Waffen und schlugen die Römer, wobey selbst Valens (378) umkam. Sie marschirten auf diesen glücklichem Sieg bis vor Constantinopel, wo nun aber das Loos, geschlagen zu werden, leider! sie traf. Mehrere von ihnen dienten dann den Römern unter dem Nahmen der Verbundenen, und empfiengen (indem sie selbst ihre aus dem Volke gewählten Anführer behielten) die größten Ehrenstellen, auch waren sie die ersten mit, die sich zum Christenthum bekannten.

Unter der Regierung des Kaysers Theodosius

des Großen, der das Reich unter seine beyden Söhne, den Arcadius und Honorius theilte, entsprang ein doppeltes Kayserthum, welches das morgenländische und abendländische hieß. In jenem war Constantinopel und in diesem Rom die Hauptstadt. Theodosius starb schon im Jahr 395 zum Nachtheil seines Reichs, denn seine Prinzen waren schlecht erzogen und machten dem Reiche eben nicht die beste Hofnung. Honorius (dessen Vormund Stilico hieß) erhielt in der Theilung das abendländische, und sein Bruder Arcadius das morgenländische Kayserthum.

Stilico, der im Grunde das Regiment allein hatte, reitzte durch mancherley Ränke den König der Westgothen Alarich, daß er in Jahr 409 nach Italien kam, und dreymahl Rom eroberte, indem er schon vorher ganz Griechenland verherrt und sich zum Statthalter in Illyrien (im heutigen Dalmatien) gemacht hatte. Stilico schlug ihn, vermittelst der Alanen und anderer Gothen, und trieb ihn nach Illyrien zurück. Sein Nachfolger Ataulf erhielt, als er Rom abermahls angriff, einen Theil Italiens und des mittäglichen Galliens, überließ Rom dem Kayser Honorius, ohne sich selbst seinen Titel und seine Würden zuzueignen und vermählte sich mit dessen Schwester Placidia. Der Friede kam nun zwischen dem römischen Staat und den Westgothen (im J. 410) zu Stande. Im Jahr 418 stifteten sie unter ihrem König Wallia ein neues Reich in Gallien, worinnen Toulouse die Hauptstadt war, und versprachen den Römern Beystand gegen die Ausfälle der benachbahrten Völker, besonders gegen die Alanen und Sueven, welche sie demüthigten.

Nicht lange nach Alarich zog auch Radegast, ein gothischer König mit einem mächtigen Heere über den Rhein und die Donau und fiel in Italien ein, wo er Florenz belagerte. Stilico überwand ihn, so wie seinen Vorgänger und schloß einen grossen Theil seiner Armee in die engen Gebirge bey Fesulä ein, wo die meisten seiner Leute verhungern mußten. Den König Radegast hingegen bekam er gefangen und ließ ihn enthaupten. Die von ihm übrig gebliebenen Gothen vermischten sich darauf mit andern Völkern, z. B. mit den Burgundern, Sueven und Vandalen, stifteten in Spanien verschiedene Königreiche, und machten einen Ädlen ihres Stammes, den Genserich, zum König.

In Gallien wohnten nun Franken und Burgunder. Zu ihnen kamen die Brittannier, die durch eine Staatsveränderung aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren. Sie riefen die Sachsen, welche von Hengst und Horst angeführt wurden, die Angeln und Jüten (Völker, die an der Nordsee wohnten) zu Hülfe, damit sie im Verein mit ihnen die Picten und Scoten, die auf den schottischen Grenzen sassen, demüthigen möchten. Dieß geschah — beyde Nationen wurden (im J. 449) geschlagen, doch ganz zum Nachtheil der Brittannier, denn den Teutschen gefiel Brittannien so sehr, daß sie hier blieben und das angelsächsische Königreich stifteten. Und so bildete sich nach und nach, in Vereinigung anderer Völker, die englische Nation.

Durch diese Kriege nicht nur, welche hauptsächlich die grosse Völkerwanderung erzeugt hatte, sondern auch durch innere Zerrüttungen und schlechte Verwaltung des

Reichs war das abendländische Kayserthum ungemein gesunken. Es verlohr aber noch weit mehr, als abermahls die Hunnen, unter ihrem mächtigen König Attila in Gallien einfielen und Metz, Trier und Tongern eroberten, die Burgunder besiegten und überall Schrecken und Angst verbreiteten. Die Römer, Westgothen und Alanen gingen ihnen mit andern teutschen Hülfsvölkern (als den Sachsen und Franken) entgegen, und lieferten ihnen (im J. 452) ein Treffen bey Chalons an der Marne. Die Gothen verlohren dabey ihren König Theoderich — und Attila zog sich zurück. Er starb bald darauf, ohne seinen Plan, das abendländische Kayserthum zu zertrümmern, erfüllt zu sehen. Nach seinem Tode trennte sich sein Volk, das aus Gothen und Thüringern bestand. Die erstern wandten sich nach Ober-Hungarn, die letztern aber blieben in Teutschland zurück, und bemächtigten sich des an den Grenzen der Franken gelegenen Landes, wovon ein Theil noch heut zu Tage Thüringen heißt.

Perls. So sah es also wohl mit dem abendländischen Kayserthum ziemlich schlimm aus.

Pastor. Schlimm genug. Wenn es auch noch nicht ganz erloschen war, so war doch nur noch wenig davon übrig. Ueberall hatten sich teutsche Völker in seine Provinzen getheilt und eigene Reiche gegründet. Immerwährend wechselte die Thronfolge. Endlich machte ein teutscher Fürst, Odoacer genannt, der die Heruler und Rügen anführte, dem Kayserthume dadurch ein Ende, daß er im Jahr 476, als er den letzten Kayser Romulus Augustus hatte gefangen neh-

men lassen, sich selbst zum Herrn und König von Italien ausrufen ließ.

Wenzel. Verdiente denn Odoacer König von Italien zu seyn?

Pastor. O! gewiß, denn er war ein kluger und höchst einsichtsvoller Mann, und zugleich ein Christ. Er bekannte sich zu der arianischen Parthey.

Niklas. Was ist denn das für eine Parthey?

Pastor. Der Nahme Arianer kommt von dem Arius her, welcher leugnete, daß die heilige Dreyeinigkeit von einerley Wesen sey und deshalb vorgab, Christus wäre, so wie der heilige Geist ein Geschöpf und der letztere niedriger als der erste. Diese Lehre wurde auf der nicäischen Kirchenversammlung (im J. 324) zwar verworfen, sie breitete sich aber trotz dem in der Folge sehr aus.

Odoacer (fuhr der Herr Pastor fort) war ein sehr vernünftiger Christ. Er zwang die Heyden keinesweges zu seinen Glauben und ließ den Römern ihre Religion und ihre Gesetze. Seines Reiches Grenzen erweiterte er durch die Eroberungen von Sicilien, und vermied so lang' es möglich war, alle Kriege und Unruhen, um die innern Kräfte der Nation nicht noch mehr zu schwächen.

Dreyzehn Jahre hatt' er regiert, als auf Veranlassung des morgenländischen Kaysers, Zeno, der die fremden Völker durch Kriege zu schwächen suchte, und überhaupt auf sie neidisch war, die Ostgothen (im J. 493) in Italien einfielen und ihn besiegten. Dieser Krieg dauerte über fünf Jahr und endete sich nur erst dann, als sich Odoacer in Ravenna ergab, wo er in

kurzem ermordet ward. Theoderich, König der Ostgothen, ward König von Italien und hob sich zu einer ungemeinen Höhe. Er war ein eben so kluger Fürst als sein unglücklicher Vorgänger, indem er selbst viele Kenntnisse besaß. Unter ihm blüheten Ackerbau und Handlung, Künste nnd Wissenschaften fanden bey ihm Schutz und alte im Schutte liegende Städte und Dörfer gingen neu hervor. Auch im Kriege war er glücklich, denn er unterwarf sich Rhätien und Noricum und beherrschte diese Länder mit grosser Mässigung.

Hier, meine Lieben! laßt uns nun einen Ruhepunkt machen. Es ist Zeit, daß wir die Reihe von Jahren, die wir im der teutschen Geschichte gleichsam zurückgelegt haben, gemächlich überschauen, um zu sehen, was unsere Vorfahren in Vergleich ihrer frühern Periode in Rücksicht ihrer körperlichen und geistigen Bildung gewonnen haben. Ihr könnt leicht ermessen, daß nach so grossen Veränderungen der äußern Lage ihrer ehemaligen Reiche und Staaten eine eben so grosse Veränderung mit ihrem innern Zustande sich zugetragen haben müsse. Wohlan! lasset uns sehen, ob wir ihnen unsern Beyfall schenken können.

Ehedem war die ganze Nation Richter — jetzt machte sie ihre Streitigkeiten nicht mehr unter sich selbst aus. Sie hatte Gesetze und Könige, von denen sie gerichtet wurden. Sonst bestrafte sie Todschläge und Gewaltthätigkeiten sehr streng — jetzt war sie dagegen schon um vieles kälter; desto härter handelte sie gegen Diebe, besonders war dieß bey den sächsischen Gesetzen der Fall. — Ausser dem Krieg waren Jagd und Viehzucht noch immer ihre liebsten Beschäf-

tigungen, doch trieb sie die letztere weit eifriger, als ehemals, wo sie blos eine Sache der Leibeigenen und ihrer Weiber war.

Ihr sittlicher Charakter hatte sich um vieles verschlimmert. Die Ursache davon war die schnelle Anschauung von der tiefsten Stufe der Roheit bis zur höchsten der Bildung, die man doch damahls den Römern nicht absprechen konnte. Und nicht wahr — wenn man einen Menschen, der lange im Finstern gesessen hat, zu jähling ins Licht bringt, so werden ihm die Strahlen desselben schädlich seyn? Einfach waren ihre Sitten, verdorben die der Römer; sie fanden Vergnügen an den letztern, sie wurden vom innern Strahle geblendet und überliessen sich nun gleich diesem, den Bequemlichkeiten, der Ueppigkeit und dem Reichthum, dennoch war von ihnen weit entfernt wahre Tugend und Aufklärung. Selbst die Liebe zur Keuschheit, die sie so hoch schätzten, verlohr nach und nach etwas von ihrem Ansehen, nur die Sachsen allein hielten sich im Besitz derselben.

Ihre Religion war bis jetzt unverändert geblieben, nur daß einige kleinere Völkerstämme, als zum Beyspiel die Westgothen den Glauben ihrer Väter verliessen und sich zum Christenthum bekannten.

Wichtiger, als alles, waren die Eroberungen, welche die Teutschen gemacht hatten. So hatten die Vandalen in Afrika, die Ostgothen in Italien, die Sueven in Spanien, die Burgunder nebst den Franken in Gallien, und die Sachsen in Brittannien eigene Reiche gestiftet. Sie verliessen größtentheils ihr Mutterland, um unter mildern Himmels=

strichen sich anzubauen — an ihrer Stelle kamen Wenden und Slaven, die sich nun in den verlassenen teutschen Gegenden niederliessen. Diese verbreiteten sich von der Niederelbe, der thüringischen Saale, vom Böhmerwald, der Ems, den Alpen in Krain bis zur Wolga, und von Dalmatiens Ufern bis an die Ostsee. In den westlichen und südlichen Gegenden Teutschlands blieben die alten Bewohner sitzen, w. z. B. die Friesen an der Nordsee vom Ausfluß der Elbe bis an den der Schelde. Die Sachsen lagerten sich von der Ost- und Nordsee über die Elbe um die Weser gegen den Rhein zu; die Franken hingegen haußten zwischen dem Rhein und der Weser, die Thüringer aber an der Saale und Unstrut. Noch zwey andere Nationen, die Allemannen und die Beyern waren übrig. Diese breiteten sich unter der Donau vom Lech bis zum Rhein und jene zwischen dem Oberrhein, Mayn um den Neckar, die Donau und den Lech aus.

Müller. Sie nannten vorhin zwey Nationen, die Slaven und Wenden — von den letztern haben sie uns noch gar nichts gesagt.

Pastor. Es ist wahr. Also diese zwey Völker hatten bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt das heutige Polen bewohnt und bestanden aus mehrern kleinen Nationen, als den Czechen, Lusitzen, Sorben, Rodariern, Obotriten, Wilzen und Mähren. Sie unterschieden sich in Hinsicht ihrer Sitten und ihrer Verfassung von den übrigen teutschen Völkern auffallend, selbst in ihrer Religion herrschten weit unrichtigere Begriffe. Sie glaubten zwar ein höchstes Wesen, das sie Bog nannten, verehrten aber zugleich

ein böses, den Tschernebog. Außer diesen beiden beteten sie auch noch andere Gottheiten, als die Göttin des Lebens, Siwa, den Kriegsgott Wodan, den Swantewitt, Radegast und Trigla, an. Ihre Körper waren unförmlich groß und fleischigt, die Farbe des Gesichts dunkelbraun, das Haar röthlich. Aber so wie die übrigen teutschen Völker liebten sie die Gastfreundschaft und Aufrichtigkeit. Ihr einziger Erwerb bestand im Ackerbau, in der Bienenzucht und Oeconomie; der Krieg gieng ihnen jedoch über alles. Sie kampften allemahl ohne Pferde, zu Fuß und suchten ihres Gleichen im Schwimmen.

Wir kommen nun, meine Lieben! auf den zweyten Zeitraum in der teutschen Geschichte, der

von Errichtung der fränkischen Monarchie an, bis auf Carl den Großen von 486 — 752.

geht.

Von allen den Völkern, die nach der großen Wanderung in Teutschland zurückgeblieben waren, machten sich besonders die Franken bekannt, welche aus den Saliern und Ripuariern *) bestanden. Sie wohnten an den beyden Ufern des Rheins und den Gegenden von Dornick und Cambrai.

Da dies Volk in diesem Zeitraume sehr mächtig wird, so halt' ich es für nöthig, euch vorher genau mit ihm bekannt zu machen.

---

*) Wahrscheinlich von Ripa (das Ufer) weil sie an Gewässern wohnten.

Anfänglich hatten die Franken nur Heerführer, als sie aber mächtiger wurden, wurden sie von Fürsten beherrscht, die sich durch ihr langes schönes Haar von den übrigen Gliedern der Nation auszeichneten. Um ihr Reich zu befestigen, traten sie mit andern Völkern in Verbindung und nannten diese Gesellen (oder Vasallen). Sie beschenkten sie, um ihre Treue zu bewähren, mit dem Genuß liegender Gründe, — und dies ist denn der erste Ursprung der teutschen Lehen. Außer den König regierte in jedem Stück Landes, das sie, wie ihr schon wisset, Gau nannten, ein Graf, der über die Unterbedienten ein wachsames Auge führte. Bey Gerichten standen ihm Rathbürger oder Schöffen bey, und diese sprachen das von ihm empfangene Urtheil aus, daher wahrscheinlich das Wort Schöffen von dem Ausdruck: „Ein Urtheil von dem Graf schöpfen" herstammt. Ihr Vergnügen war die Jagd, denn sie hieng ja mit ihrer Lieblingsleidenschaft, dem Kriege, zusammen. So sehr sie diese Uebungen der Tapferkeit liebten und darinnen mit den übrigen teutschen Völkern wetteiferten, so sehr wichen sie von ihnen ab, wenn es auf alte teutsche Treu und Redlichkeit ankam. Mehrere Geschichtschreiber der Alten nennen sie treulos und Verräther. Ihr Erfindungsgeist und das Ringen nach Ausbildung war schärfer und reiner, als das der übrigen Völker, sie wohnten daher in bessern Häusern und liebten Städte und Festungen, zogen Weingärten und widmeten sich mit großem Fleiß dem Ackerbau, verfertigten auch Münzen und gaben Gesetze, die unter dem Nahmen der salischen Gesetze auf unsere Zeiten gekommen sind. —

Ich werde euch über die Sitten und Gebräuche, Sprache und Religion der Franken noch etwas mehr sagen, wenn wir den gegenwärtigen Zeitraum zurückgelegt haben.

Der eigentliche Ursprung der Franken (fieng nun der Herr Pastor die Geschichte derselben an) ist äußerst dunkel. Man nennt den Stifter ihres Reichs Faramund und hält ihn zugleich für den ersten König. So viel ist gewiß, daß ihr Fürst Chlodio viele Provinzen in der Picardie (unter dem Kaiser Valentinian III. im J. 445.) eroberte, und daß sich sein Sohn Merwich oder Merovaüs so sehr zu seinem Ruhme auszeichnete, daß man ihm zu Ehren seine Nachkommen die Merovinger nannte. Sein Sohn und Nachfolger Childerich entführte eine thüringische Königin Bassina und zeugte mit ihr den Chlodowich (Ludwig).

Als dieser über die Franken zu herrschen begann, war das abendländische Kayserthum bereits erloschen und das morgenländische ziemlich geschwächt. Aus den Ueberbleibseln des erstern hatten sich neue Reiche erhoben, nämlich das westgothische in Spanien und dem mittäglichen Gallien, das Herulische in Italien und das Anchelsächsische in Brittanien, nur in einem Theile Galliens hatten die Römer noch eine Provinz, worinnen Siagrius Statthalter war.

Aber auch diese einzige Landschaft misgönnte ihnen Chlodowich, ein mit großen Eigenschaften der Seele begabter Fürst. Da er immerwährend nach Krieg dürstete und die Grenzen seines Reiches zu erweitern strebte, so fiel er in Gallien ein, schlug den Statthalter Siag-

rius bey Soissons (Soássong) in die Flucht, und riß auch das letzte Eigenthum der Römer an sich.

Schon lange hatte Chlotilde, die schöne Gattin Chlodowichs ihrem Gemahl angelegen, sich zur christlichen Religion zu bekennen. Dennoch hatten ihre Bitten bisher weiter keine Frucht getragen als das Versprechen, daß es ehestens geschehen solle. Indessen wurde dieser Entschluß von Zeit zu Zeit verschoben. Ja — vielleicht würde derselbe nie zur Reife gekommen seyn, wenn ihn nicht ein Zufall so weit gebracht hätte. Chlodowich nämlich führte nach dem Sieg über den Siagrius, mit den Allemannen, die mit seinen Nachbahrn, den Ripuariern in Streitigkeiten verwickelt waren, Krieg. Ueber die letztern herrschte Siegbert. — Diesem kam Chlodowich zu Hülfe, und griff die Allemannen bey Zülpich im Herzogthum Cleve an. Lange blieb das Treffen unentschieden. Die Metzeley war blutig und schrecklich. Um sie zu enden, gelobte Chlodowich, daß er ein Christ werden wollte, wenn seine Soldaten die Schlacht gewönnen. Dies geschah. — Die Allemannen flohen. Viele schickte der Sieger in die Colonien oder Pflanzstädte; ein großer Theil aber, der sich den Franken nicht unterwerfen mochte, gieng zu den Ostgothen, von denen sie in Rhätien aufgenommen wurden.

Marx. Ließ sich denn Chlodowich nun wirklich taufen?

Pastor. Ja! Diese feyerliche Handlung gieng am heiligen Weihnachtsabend in der Kirche zu Rheims vor sich, wo ihn der Bischof zu Rheims Rhemigius taufte. Zugleich salbte ihn dieser aus

einem Oehlfläschchen zum christlichen König von Franken. Seinem Beyspiele folgten mehrere Tausend Franken, die das Christenthum annahmen. Chlodowich schenkte deshalb der Kirche viele Güter, hielt (511) eine fränkische Kirchenversammlung zu Orleans und bestätigte die Beschlüsse derselben.

Schon damahls war eine Religionssecte auf die andere erbittert. Ihr wisset, daß die Westgothen, welche vorher Christen geworden waren, sich zum arianischen Glauben bekannten. Nicht so Chlodowich. Darüber hetzte ihn der Bischof zu Rheims auf. Chlodowich zog also aus und bekriegte den König der Westgothen Alarich, den er bey Poitiers überwand und tödtete. Bald darauf ward Chlodowich auch König über die ripuarischen Franken, denn der König Siegbert ward durch seinen Sohn Clod erich auf der Jagd umgebracht. Seine Residenz legte er nach Paris und machte mancherley gute Anstalten, die ihn als Mann von Geist zeigten. Zudem theilte er Gallien in große Bezirke, welche wiederum von Statthaltern oder Herzogen verwaltet wurden. Gewiß — Chlodowich war ein sehr gefürchteter Fürst, um dessen Freundschaft selbst der morgenländische Kayser Anastasius buhlte. Er überwand auch die Könige von Burgund und Thüringen und zog einen jährlichen Tribut (Steuern) von ihnen.

Es wäre Thorheit, dem König Chlodowich Herrschertugenden abzusprechen — unverzeihlich aber würde es auf der andern Seite seyn, wenn man ihn, wie manche Schriftsteller, einen ädlen Mann nennen wollte, und zwar bloß darum, weil er ein Christ ward.

Leider!

Leider! verdiente er den letztern Nahmen in keiner Hinsicht, indem er einer der grausamsten Monarchen war, den jemahls eine Crone zierte. Viele unschuldige Menschen wurden von ihm ermordet, selbst seiner nächsten Verwandten schonte er nicht. Als er endlich allein noch übrig war, rief er: „Wehe mir, daß ich unter diesen Franken als ein Fremdling und allein leben muß.“

Ehe er starb, theilte er das Reich unter seine vier Söhne. Allein keiner von allen besaß den Geist und den Herrscherblick des Vaters. Der älteste, Theuderich, der klügste von allen, erhielt das östliche Reich (Austrasien), welches den einen Theil Belgiens und die am Rheine gelegenen Länder begriff. Die Hauptstadt davon war Metz, wo er auch wohnte. Die andern drey Brüder erhielten das westliche Reich (Neustrien), in diesen waren die Hauptstädte Paris (wo Childebert), Orleans (wo Chlodomir), und Soissons (wo Chlotar) residirte. Eine Zeitlang ruhete ihres Vaters Eroberungsgeist auf ihnen, denn sie unterwarfen sich in kurzem das burgundische und thüringische Reich, dann die Provence, Rhätien und Bayern. Das thüringische Reich war damahls besonders mächtig, welches jedoch Theuderich (wenigstens so schnell) nicht erobert haben würde, wenn nicht die Regenten desselben, drey Brüder, durch innere Zwistigkeiten dasselbe geschwächt hätten. Der eine von diesen Brüdern, Herrmanfried, ein Verwandter des ostgothischen Königs Theoderich, suchte die Crone für sich allein zu gewinnen und tödtete deshalb seinen Bruder Benthar. Darüber entrüstet zog der dritte, Balderich, gegen Herrmannfried mit einer großen Heeresmacht zu

Felde, die der Letztere für unüberwindlich hielt, so, daß er den austrasischen König Theuderich zu Hülfe rief und ihm bey Besiegung seines Feindes einen Theil seines Landes versprach. Theuderich erfüllte diesen Wunsch und schlug seinen Bruder Balderich. Doch jetzt weigerte sich Herrmannfried, sein Versprechen zu erfüllen. Theuderichen verdroß diese Undankbarkeit nicht wenig. Er nahm daher, um sich zu rächen, seinen Bruder Chlotar zu Hülfe und lieferte dem Herrmannfried bey Ronneberg an der Unstrut ein Treffen, welches jener zum Nachtheil seines Landes verlohr. Da Chlotar seinem Bruder wacker beygestanden hatte, so hielt es der Sieger allerdings für Pflicht, ihn dafür belohnen zu müssen, wo nicht, so dürfte jener wohl gar seinen Antheil mit gewaffneter Hand von ihm fordern. Um beyden Uebeln zu entgehen, strebte er seinem Bruder nach dem Leben, — aber dieser entgieng seiner Grausamkeit durch die Flucht.

Nicht lange darauf machten die Normänner, die in Norwegen, Jütland und den benachbahrten Inseln wohnten, einen Versuch, in das fränkische Reich einzufallen, sie wurden aber von den tapfern Franken zu Wasser und zu Lande geschlagen. Eine gleiche Bewandniß hatte es mit den Burgundern, über welche der Schwiegervater Theuderichs, Siegmund, herrschte. Dieser ließ seinen Sohn Siegrich, auf Veranlassung seiner Gemahlin, die dessen Stiefmutter war, im Bette ermorden. Dies war die schönste Gelegenheit für die Franken, dem König Siegmund den Krieg anzukündigen. Eine entscheidende Schlacht brachte das burgundische Reich an die Franken.

Als Chlodomir starb, riß Chlotar das verwaißte Land an sich. Die übrigen Brüder wollten diesem Beyspiele folgen, als Theoderich starb. Doch hinterließ dieser einen Thronerben, den Theodobert, einen weisen und rechtschaffenen Mann, auf dem der Geist seines Großvaters doppelt ruhte. Zu eben der Zeit führte der morgenländische Kayser Justinian mit den Ostgothen in Italien Krieg und, um ihn würdig zu führen, bat er die Franken um Hülfstruppen. Eine gleiche Absicht führte die Gothen zu ihnen, und um selbige für sich zu gewinnen, traten sie dem König Theodobert den von den ehemaligen Allemannen bewohnten Theil Rhätiens ab. Die Franken versprachen beyden Hülfsvölker, auch hielten sie Wort, indem sie ihnen zehntausend Burgunder schickten.

Perls. Nun? wie zog sich denn da Theodobert aus der Verlegenheit?

Pastor. Auf eine sehr kurze Weise. Er fiel selbst während des Krieges mit einem großen Heer in Italien ein, um auf Kosten der kriegführenden Mächte sein eigenes Land zu vergrößern, und das ganze abendländische Kayserthum an sich zu bringen, deshalb er sich auch auf Münzen bereits Augustus oder Kayser zu nennen pflegte. Doch — seine Absichten starben in der Blüthe; der Tod rief ihn im Jahr 547 vor der Ausführung seiner hohen Entwürfe ab. Er hinterließ einen Sohn, Theodobald, welcher ebenfalls nach wenigen Jahren (im J. 554.) seinem Vater im Tode folgte.

Müller. Wie viel Söhne lebten denn nun noch von Chlodowich?

Pastor. Nur noch zwey, Chlotar und Childebert. Als der letzte im Jahr 558. mit Tode abgieng, vereinigte Chlotar das mächtige fränkische Reich unter einen Szepter.

Niklas. Da er ein so mächtiger Monarch war, getrauete sich wohl Niemand an ihn?

Pastor. Und dennoch. Die Sachsen, die dem König Theuderich einen jährlichen Zoll versprochen hatten, suchten sich unter seiner Regierung davon zu befreyen, sie fielen mithin in seine Länder ein und schlugen das fränkische Heer. Chlotar sah sich genöthiget, um Frieden zu bitten — doch bald darauf kam die Reihe an die Sachsen, sie wurden von Chlotar geschlagen und genöthigt, ihm einen jährlichen Tribut von 500 Kühen zu geben.

Als er starb, erhielt das Reich eine neue Theilung. Sein erstgebohrner Sohn Charibert empfieng darinnen Paris, Guntram Orleans und Burgund, Chilperich Soissons und Siegbert Austrasien. Jetzt entstanden eine Reihe verheerender Kriege, die für das Land höchst traurig ausfielen.

Wenzel. Was hatten denn die für eine Bewandniß?

Pastor. Folgende: Siegbert, der, wie euch bekannt ist, König von Austrasien war, hatte eine schöne Gemahlin, die wegen ihres Verstandes und ihrer Schönheit sehr berühmt war, und deren Schwester seinen Bruder Chilperich heirathete. Wahrscheinlich aber war sie ihm nicht so schön, wie Brunehild, (so hieß Siegberts Weib) denn er unterhielt noch eine Concubine (Beyschläferinn) die sich Fredegunde nannte. Es war

sehr natürlich, daß diese den Verdacht eines geheimen Mordes auf sich lud, als Chilperichs Gemahlin plötzlich starb, und sie überdies von ihrem hohen Beschützer zur Nachfolgerin jener erkohren ward. Allerdings suchte sich nun Brunehild zu rächen. Sie überredete ihren Gemahl, diesem unnatürlichen Bruder den Krieg anzukündigen. Dies geschah. Beyde Heere zogen aus. Um seine Heeresmacht zu verstärken, rief Chilperich seinen Bruder Guntram zu Hülfe. Dennoch waren beyde nicht stark genug, den zornigen Bruder zurück zu treiben. Sie verlohren die Schlacht. Aber Siegbert genoß die Früchte seines Sieges nicht allzulange, indem er durch zwey von Fredegunden abgeschickte Meuchelmörder ermordet wurde. Brunehild gerieth darauf in Gefangenschaft, nur ihr fünfjähriger Sohn Childebert entkam glücklich seinen Verfolgern.

Das Ende dieses unglücklichen Streites war, daß ein großer Theil des Heeres sich dem König Chilperich unterwarf, dennoch erkannten die Austrasier nicht ihn, sondern den unmündigen Childebert als ihren König.

Perls. Was ward denn aus der gefangenen Brunehild?

Pastor. Leider! hielt sie Chilperich zu seinem eigenen Nachtheil gefangen, denn Merowich, sein Sohn erster Ehe, ein stattlicher Jüngling, verliebte sich in sie, heirathete sie heimlich, und erhielt, wiewohl nach langen Verzögerungen, sogar die Einwilligung des Vaters. Dies mehrte Fredegundens Haß dreyfach. Sie dachte auf neue Mordanschläge und machte ihren Stiefsohn der Verrätherey verdächtig; auf ihren Befehl ward der Unglückliche in dem Gefängnisse enthauptet.

Da König Guntram von Burgund keine Erben hatte, so erklärte er den austrasischen Childebert für seinen Sohn. Dennoch wußte die lasterhafte Königin Fredegunde den heftigsten Zwist unter ihnen zu stiften und, um Childebert dafür zu entschädigen, daß er seinen Oheim Guntram verlassen möchte, suchte sie ihn durch Chilperichs Einwilligung die Thronerbe auf ihres Gemahls Reich vorzuspiegeln. Alles gieng erwünscht. Childebert ließ sich bereden und schloß mit ihr ein Bündniß gegen Guntram. Allein da die Folgen dieses Krieges nicht nach Wunsch ausfielen, so versöhnten sich am Ende alle Theile wieder mit einander.

Nach Chilperichs gewaltsamen Tode (woran Fredegunde ebenfalls schuld war,) gebahr dieses Höllenweib einen Sohn, den sie Chlotar nannte. Guntram, ihr Schwager, ward auf ihre dringenden Bitten, zum Schaden des jungen Childeberts Vormund dieses Kindes — dennoch wählte man diesen, nach Guntrams Tode, zum unumschränkten Beherrscher des fränkischen Reichs.

Dieser theilte dasselbe kurz vor seinem Tode unter seine beiden Söhne. Theodobert II. erhielt Austrasien, Theuderich II. Orleans und Burgund, wozu noch Elsaß und Thurgau gerechnet ward. Da sie noch minderjährig waren, standen sie unter Brunehildens, ihrer Großmutter, Vormundschaft. Das gute Einverständniß zwischen den beyden Brüdern dauerte indessen nur kurze Zeit; verschiedene Feindseligkeiten entspannen sich zwischen ihnen. Es kam zur Schlacht — in dem zweyten Treffen bey Tull und Zülph tödtete Theuderich seinen Bruder Theodobert. Jetzt wollte

Brunehild ihrem Uhrenkel Siegbert das Reich zuschanzen, allein Chlotar II. König von den westlichen Franken, erhielt es. Schon lange hatte dieser die Brunehild gehaßt — in einer gegen den Siegbert geführten Schlacht kam sie sogar in seine Gefangenschaft, die ihr endlich das Leben kostete.

Chlotar hatte nun zwar durch mancherley Kämpfe und Unruhen die Alleinherrschaft an sich gebracht, dennoch würde es ihm nicht gelungen seyn, den ruhigen Besitz derselben zu behaupten, wenn er nicht einen Theil der Regierungsgeschäfte einem andern, dem er den Nahmen Major domus (den Aeltern des Hauses oder nach dem wahren Sinn des Wortes, Oberhofmeister, noch besser: Erster Staats- und Kriegsminister) beylegte, übertragen hätte. Der erste, der diese Würde erhielt, war von Geburt ein Burgunder und hieß Warnacharnius. In Austrasien erhielt Pipin dieses Amt. Ueberdieß machte Chlotar sich anheischig, den Lehnsleuten die ihnen durch die bisherigen Streitigkeiten geraubten Güter zurück zu geben, und sich selbige zu Freunden zu machen, dem Volke und der Geistlichkeit die Wahl der Bischöffe zu überlassen, die Gnadenbriefe seiner Vorfahren zu bestätigen und alle Erbschaftsstreitigkeiten den Aussprüchen der Gesetze anheim zu stellen.

Chlotar hinterließ im J. 628. die ganze fränkische Monarchie seinem ältesten Sohne Dagobert I. Seinem Bruder Charibert überließ er einen Theil von Südfranken (also Toulouse). Als er den Thron bestiegen hatte, baten ihn die in Pannonien hausenden Slaven, die mit den Bulgaren gerade in Krieg ver-

wickelt waren, um einen Aufenthalt in seinem Reiche. Er befahl den Bayern, da er einen solchen Entschluß über sich selbst nicht gewinnen konnte, sie aufzunehmen, ließ aber, da er ihnen nicht trauete, den größten Theil derselben heimlich ermorden.

Dagobert war ein frommer Mann, d. h. er bedachte die Pfaffen und Mönche sehr reichlich, und beschenkte die Kirchen und Heiligthümer. Als er im Jahr 638 starb, hinterließ er zwey Söhne, den Siegbert und Chlodowich. Der letztere bekam trotz seiner Minderjährigkeit Neustrien und Burgund, der andere Austrasien, und den Erzbischoff von Cölln und den Herzog Adalgis zu Vormündern. Pipin blieb, wie vor und nach, Major Domus in Austrasien.

Als er starb, hinterließ er seinem Sohne Grimoald diese Würde. Sobald er im Besitz derselben war, suchte er sie noch weiter auszudehnen als sein Vater. Da dieser Würde wegen jetzt viele Streitigkeiten entstanden, so ist es nöthig, daß ich euch deshalb die nöthigen Erklärungen gebe, um eure Begriffe darüber aufzuhellen. Major Domus (sagt' ich euch schon vorhin) hieß so viel als erster Staats- und Kriegsminister, oder Oberhofmeister, der über die königlichen Kammergüter gesetzt war. Man wählte hierzu allerdings Männer von vieler Einsicht, von Klugheit und Erfahrung, damit sie den andern, welche unter ihnen standen, an Kenntnissen überlegen seyn möchten. Wenn sich's nun traf, daß der auf dem Throne sitzende König entweder an Jahren zu jung oder an Kenntnissen zu schwach war, um eine ganze Nation weise und gerecht zu regieren, so gab man dem Major Domus die gesammte Gewalt in

die Hände. Auf diese Weise war er also in Rücksicht seiner in Händen habenden Macht, so gut, als der König selbst. Anfänglich betrugen sich die Majores Domus ziemlich mäßig — nach und nach aber schweiften sie aus. Sie maaßten sich von Zeit zu Zeit größere Rechte an, verwalteten die königlichen Einkünfte, ohne darüber Rechnung abzulegen, vergaben Aemter und Ehrenstellen und machten hernach diese Würde, so wie die königliche, erblich.

Radulf, Herzog von Thüringen, sah diese Majores Domus mit neidischen Augen an, und weigerte sich, ihnen den Gehorsam zu leisten. Darüber aufgebracht, fielen die Vormünder Siegberts in seine Staaten ein, und der Herzog von Adalgis, dem vielleicht die Kunst Krieg zu führen, etwas zu neu war, verlohr die Schlacht, die ihm der tapfre König von Thüringen lieferte. Beschämt und erschrocken floh er in ein Schloß, indessen Radulf einen großen Theil seines Heeres erschlug. Dieser Sieg setzte Radulf in den Stand, unumschränkt über die Thüringer zu herrschen, und sein Ansehen durch neue Bündnisse, die er mit den benachbahrten Völkern, z. B. mit den Slaven, schloß, noch mehr zu befestigen. Inzwischen starb Siegbert im Jahr 650 und hinterließ seinem Sohn Dagobert II. das Reich. Das kam denn nun dem herrschsüchtigen Major Domus Grimoald sehr ungelegen. Die hohe Würde, welche von seinem Vater Pipin auf ihn gekommen war, glaubte er auch auf seinen Erben, den Childebert, übertragen zu müssen, er schickte deshalb Dagobert II. nach Irrland und gab ihn in Austrasien für todt aus. Als dies der neustrische König

Chlodowich hörte, ergrimmte er sehr — sein Zorn wuchs aber zu einem noch höhern Grade an, als er auch erfuhr, daß Grimoald seinen Sohn bereits zum König von Austrasien habe ausrufen lassen. Durch List lockte er den Vater des Neuerwählten, den die Unterthanen überdieß haßten, zu sich auf eine seiner festen Burgen in Austrasien, ließ ihn hier gefangen nehmen und vereinigte Austrasien und Neustrien abermahls in eine Monarchie.

Nun kam (im J. 656) Chlodowichs Sohn, Chlotar III. zur Regierung und beherrschte die zum viertenmahl verbundene Monarchie; doch damit waren die Austrasier nicht zufrieden, sie forderten einen eigenen Beherrscher, der unter ihnen wohnen sollte. Sie erhielten deshalb Cholotars Bruder Childerich zum König und den Herzog Wulfoald zum Major Domus. Chlodowich II. hatte zwar noch einen Sohn, Theoderich, dem der Thron von Gott und Rechtswegen zu kam, allein man schickte ihn ins Kloster, um ihn so auf die geschickteste Art seines Erbes verlustig zu machen. Childerich wurde nach Beendigung einiger bürgerlichen Streitigkeiten unter der Bedingung zum König gewählt, daß iedes Reich von nun an seinen Major Domus und zwar aus seinem eigenen Volke haben müßte. Als Childerich kurz darauf ermordet ward, ward seinem Sohn Childebert der Thron nicht zu Theil, sondern man rief den unglücklichen Theoderich aus dem Kloster und krönte ihn, mit der Erklärung, daß Ebroin Major Domus seyn würde. In Austrasien ließ man den von Grimoald nach Irrland geschickten Dagobert kommen, welcher bis zum Jahr

678 regierte, wo er von der neustrischen Parthey ermordet wurde.

Jetzt entstanden zwischen Austrasien und Neustrien große Mißhelligkeiten. Jedes Reich gieng, um von dem andern unabhängig zu bleiben, seinen eigenen Gang. So wählten z. B. die Austrasier den Pipin von Herstall (welchen Zunahmen er von dem Schlosse Herstall im Fürstenthum Lüttich erhielt) im Jahr 678 zu ihrem Fürsten. Pipin war ein Mann von seltenem Verstande und großer Tapferkeit, besonders bereicherte er aus wohlüberlegter Staatsklugheit die Geistlichen, um sie im Fall der Noth zu Freunden zu haben. Er bekriegte die Neustrier, schlug sie bey Testri und eignete sich nun die Stelle eines Major Domus über Neustrien, Burgund und Austrasien zu. Der König Dagobert II. der seine besten Krieger in dieser Schlacht verlohren hatte, mußt' ihm nothgedrungen, weil ihn selbst seine Anhänger schändlich verlassen hatten, seine Schätze und selbst die Regierung anvertrauen. Aus Stolz nannte sich nun Pipin Fürst der Franken. Bis zum König war daher nur ein sehr kleiner Schritt. Eine solche Verwegenheit tadelten die den Franken verbündeten Nationen, die das rechtmäßige Geschlecht der Chlodowichs liebten und ihm anhiengen, mit eifersüchtigen Augen; sie haßten den Pipin seines Stolzes wegen und suchten sich von ihm los zu machen. Die Friesen, Schwaben, Bayern und Allemannen entsagten deshalb der fränkischen Herrschaft — doch Pipin züchtigte sie und verwieß sie zur Ruhe.

Sein Tod, der schon im Jahr 714 erfolgte, erregte abermahls allerhand Unruhen.

Sigismund. Was hatten denn die wieder für einen Grund?

Pastor. Ihr sollet es sogleich erfahren. Pipin hatte mit seiner Gemahlinn Plectrude, ihren unmündigen Enkel Theudobald zum Nachfolger ernannt, und seinen Sohn Carl Martell übergangen. Die Neustrier und Burgunder haßten die Herrschaft der Austrasier und suchten sich von ihr zu befreyen. Deshalb verbanden sie sich mit den Friesen, erwählten einen eigenen Major Domus und fielen in Austrasien ein. Als nun zu eben der Zeit ihr König Dagobert III. starb, so wählten sie den Chilperich, einen Sohn Childerichs zu ihren Beherrscher. Die Austrasier übertrugen im Gegentheil dem Carl Martell die unabhängige herzogliche Würde, weil auf ihn (wie er ihnen das hinlänglich bewiesen hatte) der Geist seines Vaters doppelt ruhete. Dieser warb sogleich ein ziemliches Heer, zog damit dem Chilperich entgegen und erhielt ihn und seine Stiefmutter Plectrude gefangen. Auf diese Art fiel ihm Austrasien zu und machte Chlotar IV. zum König, um sich dem Volke, das das Geschlecht Chlodwichs vorzugsweise liebte, gefällig zu bezeigen. Als dieser starb, söhnte er sich mit Chilperichen aus, ließ ihm den Titel eines Königs über das gesammte Reich und behielt die Würde eines Major Domus in Neustrien, bis Theuderich IV. den Thron bestieg. Das Reich hat ihm und seiner Tapferkeit außerordentlich viel zu danken; er hob es zu einem Grade von Ansehen, das seinen Nahmen unsterblich macht. Denn außerdem, daß er die Allemannier, die sich abermahls empörten, demüthigte, schlug

er auch die Bayern, vertrieb die Sachsen aus Thüringen, und jagte sogar die Araber, die im J. 725 aus Spanien in Gallien eingedrungen waren, zum Lande hinaus. Eben so wacker züchtigte er die Friesen, tödtete ihren Herzog Poppo und zerstöhrte ihre heidnischen Tempel. Seine Macht erscholl bis in die entlegensten Länder. Um sie zu benutzen, baten ihn der Papst Gregor III. zu Rom und der griechische Kayser zu Constantinopel um Hülfstruppen gegen die Longobarden, verlangten aber zugleich auch seine Gegenwart — dies schlug er jedoch aus, weil er glaubte, daß seine Abwesenheit dem fränkischen Reiche gefährlich werden könnte.

Carl Martell (der seiner Tapferkeit wegen Hammer genannt ward) starb im Jahr 741 und hinterließ seinen Söhnen Carlomann und Pipin dem Kurzen *) das Reich; der dritte Sohn Griffo (dem er wahrscheinlich nicht sonderlich zugethan war) erhielt nur einen geringen Theil. Carlomann nahm Schwaben, Thüringen und Austrasien, Pipin der Kurze, Neustrien und Burgund nebst der Provence im Besitz. Griffo ward darüber neidisch und um sich Unterstützung gegen die Ungerechtigkeit der väterlichen Theilung zu verschaffen, vermählte er seine Schwester mit einem bayerischen Herzog, Odilo, der dieses Anerbieten mit beiden Händen ergriff, weil er sich, so wie die Herzöge von Schwaben und Aqvitanien von den Franken unabhängig zu machen suchte.

*) Pipin erhielt den Nahmen der Kleine oder Kurze, zum Unterschied mit seinem Sohne, Carl dem Großen. Jener war sehr klein von Körper und dieser sehr groß und stark. Doch am Geiste waren sie beyde groß.

Carlomann und Pipin erhoben, um ihre Rechte mit desto größerm Ansehen auszuführen, den verlassenen Childerich III. der damahls ohne Ansehen und Gewalt einsam lebte, im Jahr 742 zum König und schlugen nun die vereinigten Mächte an den Ufern des Lechs. Bald darauf überließ Carlomann seinem Bruder die Alleinherrschaft, denn er begab sich im Jahr 747 in ein Benediktiner Kloster, wo er auch starb.

Horst. Wie hieß denn dieß Kloster?

Pastor. Monte (Berg) Cassino.

Niklas. Was stell' ich mir denn unter einem Benediktinerkloster vor?

Pastor. Benediktiner sind Ordensleute, die eine schwarze Kutte mit weiten Ärmeln, nebst einer Kappe auf dem Kopfe tragen. Ihr Stifter ist der heil. Benedikt, ein Bischof von Nurha im Herzogthum Spoletto, welcher im 6. Jahrhunderte lebte, und seine Anhänger, die sonst, gleich den andern Mönchen zerstreuet vor sich lebten, in Klöster zusammen brachte. Das erste Benediktiner Kloster, welches er im Jahr 540 bauete, war eben das am Berge Cassino, in das Carlomann ging.

Als nun Pipin Alleinherrscher war, fiengen die Allemanier, die Bayern, einige Stämme von den Sachsen und die Schwaben, die dem Norden zu wohnten, Händel mit ihm an, weil es sie verdroß, daß ein blosser Major Domus über sie herrschen sollte. Griffo hielt das für einen Wink seines bessern Schicksals und verband sich abermahls mit ihnen. Auf Pipins Befehl zogen die Slaven und Friesen gegen die Verbündeten aus, er selbst that dieß mit einem ansehn-

schen Heere und drang durch Thüringen bis an die Ocker, wo er unter den Rebellen eine grosse Niederlage anrichtete.

Hier mit schloß der Herr Pastor für heute seine Unterhaltung mit den Bauern zu Liebsdorf und seinen Freunden aus der Stadt, indem der Wächter im Dorfe zehn Uhr ab rief. Er that dieß um so lieber, da er heute den zweyten Zeitraum der teutschen Geschichte beendigte. Die Bemerkungen darüber versprach er ihnen auf den nächsten Sonntags-Abend mitzutheilen.

Vierter Abend.

Die fränkischen Könige, begann der Herr Pastor die Fortsetzung seiner Erzählung, hatten so nach ihr ganzes Ansehen verlohren, statt ihrer, thaten sich die Majores Domus (wie ihr wißt,) Carlomann und besonders Pipin der Kurze, dermassen hervor, daß sie in ihren Gesetzen sich sogar die Worte erlaubten: Meine Grossen und Bischöffe in meinem Reiche, u. s. w. Die Könige genossen blos noch den blinden Titel ohn' alle Gewalt. Sie kamen nur bey Audienzen zum Vorschein und liessen sich jezuweilen auf einem Wagen mit Ochsen bespannt in den Hauptstrassen ihrer Residenzen herumführen, damit wenigstens das Volk sähe, daß sie noch lebten. Die Ursache dieser Vernachlässigung ihres Ansehens beruhete meist darinnen, daß gemeiniglich Prinzen von zartem Alter auf den Thron kamen, denen also nicht nur Kenntnisse, die zu einer Regierung des Reichs erforderlich waren, sondern auch

Erfahrung fehlte. Bey so bewandten Umständen waren sogar die Majores Domus höchst nöthig. Sie rissen, gestützt auf die Unerfahrenheit jener Könige, das Regiment unvermerkt an sich und nöthigten das Volk, ihre Gewalt zu dulden, weil es sah, daß sie mit Weisheit regierten. Damahls gab es, ausser dem Major Domus, auch noch andere Staatsbediente *),

*) Heut zu Tage sind diese Erzämter den Churfürsten des Reichs, welche sie aber bey der Crönung eines teutschen Kaysers durch ihre Erbbeamten verwalten lassen, zugetheilt. 1) Erzcanzler (auch Reichs Canzler) waren sonst die 3 geistlichen Churfürsten. Der von Mainz war es in Teutschland, Trier in Gallien und dem Arelatischen (Burgundischen) Reiche; und Cölln in Italien. Der Churfürst von Mainz hat als Erzcanzler in Teutschland, zugleich die Reichssiegel und das Reichsarchiv in Verwahrung. Von ihm hängen die Reichscanzley, die Mainzische Canzley auf dem Reichstage und die Kammergerichtscanzley ab. Er hat nicht nur das Direktorium auf dem Reichstage und im Churfürstl. Collegium, wie auch bey dem Wahlgeschäften, sondern er untersucht auch die Reichsgerichte, schreibt Deputations- und Churfürstentage aus und setzt den Reichs-Vice-Canzler, der seine Stelle bey der Reichshofcanzley zu vertreten hat und alle zur Reichscanzley gehörige Personen. 2) Pfalzgrafen (kommen her von Pfalz; so hiessen ehedem die Kaiserlichen Schlösser) sind heut zu Tage Personen, denen vom Kaiser mittelbahr oder unmittelbahr die Ausübung gewisser Rechte, die man als Vorrechte des Kaysers ansiehet, überlassen werden.
Sie sind von zweyerley Art: 1) Einige können in den Adelstand erheben, und andern die Würde eines Pfalzgrafen mittheilen. 2) Andere können nicht adeln, und keine Pfalzgrafen machen. 3) Seneschall findet blos in Frankreich statt, wo er die vornehmste Gerichtsperson oder Präsident in einer Landschaft ist, unter dessen Nahmen die Urtheile abgefaßt werden. Davon ist unterschieden in Teutschland der Erztruchses des Reichs, welche Würde dem Churfürsten von Pfalz-

als 1) den Erzcanzler, oder Erzkaplan, der die Ausfertigung der Urkunden und die Unterzeichnung der geistlichen Rescripte besorgte; 2) der Pfalzgraf, der sich mit den Rechts-Angelegenheiten der Vornehmen und mit den Besetzungen der Aemter und Würden beschäftigte; 3) der Seneschall, oder sogenannte Erztruchses, dem die Anführung der Armee, die Verwaltung der Domanen (Cammergüter) und die Aufsicht über die Küche des Hofs anvertraut war; 4) der Erzmarschall oder Constabel, der die Aufsicht über die königlichen Stalle führte und dabey zugleich der vornehmste Feldherr war; 5) der Erzcämmerer, der sich um die Zimmer und die Schatulle, d. h. über die Ausgaben und Einnahmen des Königes bekümmerte und 6) der Erzschenk, der allein das Regiment im Keller führte. Alle diese Hofbedienten saßen zugleich mit dem Könige zu Gericht — war dieser nicht da, so verrichteten seine Dienste die Herzöge und Grafen.

Trotz dem, daß die Könige ihre eigenen Residenzen hatten, so hielten sie sich doch hier weit seltener auf, als auf ihren Landgüthern, mit denen sie aber sehr oft wechselten. In die Stadt kamen sie nur an hohen Festtagen, nach Art der Bischöffe und Grossen des Reichs.

Horst. Hatten damahls die Bischöffe schon hohes Ansehen?

Pastor. Das wollt' ich meynen. Durch ge-

---

bayern gehört. 4) Erzmarschall des Reichs ist Sachsen. 5) Erzcämmerer — Brandenburg und 6) Erzschenk — Böhmen.

wisse Meynungen und Vorurtheile, die ihnen der Aberglaube lieh, wußten sie sich ein entscheidendes Gewicht bey dem Volke zu verschaffen; überdieß waren sie ja in diesen Zeiten die Einzigen, welche mit Kenntnissen in den Wissenschaften ausgerüstet waren und mit der Feder umgehen konnten. Jetzt in unserm erleuchteten Zeitalter könnet ihr zwar alle schreiben — davon verstanden aber die Grossen und Herren dieses Zeitraumes gar nichts. Das ist auch die Ursache, daß selbst die Könige und Majores Domus vor den Bischöffen die größte Ehrfurcht bezeigten, denn sie verstanden die Kunst das Volk vermittelst der Religion zu lenken, am besten. Überhaupt ist es sonderbahr, wie die Würde der Bischöffe allmählig einen so entschiedenen Rang gewann. Dem Ursprunge nach, war der erste Bischof, wenn ich mich so ausdrücken darf, Stadtpfarrer zu Rom, dann nach den Lehren der damahligen catholischen Kirche, unmittelbahrer Nachfolger des Apostels Petrus, weil, welches jedoch erlogen ist, Petrus in Rom die erste christliche Gemeinde gestiftet haben soll, woher sich noch die Benennungen apostolische Heiligkeit, apostolischer Stuhl herschreiben. Darauf erhob er sich zum Patriarchen der italienischen Kirche und endlich (seit dem Anfang des siebenten Jahrhunderts) zum Generalbischof oder Papst.*)

Die Gewalt der Bischöffe war dem Major Domus unentbehrlich. Einmahl aus jenen euch schon

*) Dieß Wort kommt her von Papa (Vater) weil der Papst für den Vater der Kirche gehalten wird.

bekannten Ursachen, in Rücksicht des Aberglaubens, dann aber auch deshalb, weil die Bischöffe die Bündnisse mit fremden Völkern, die Friedensschlüsse u. s. w. unterzeichnen halfen. Kurz — sie hatten auf alle weltlichen Händel Einfluß. Daraus entstand natürlich eine doppelte Gerichtspflege, nämlich die Reichstäge, auf welchen sich Geistliche und Fürsten mit Staatsangelegenheiten beschäftigten und Kirchenversammlungen, wo man sich blos kirchlichen Sachen widmete.

Hans. Sie sprachen so eben von dem damahlichen Aberglauben — worinnen bestand denn der?

Pastor. In mancherley. So erzählte man sich z. B. die ungereimtesten Dinge von Wundern und Erscheinungen der Heiligen; man hielt die Erscheinung eines Cometen, für den Herold irgend eines Unglücks, das sich auf Erden zutragen würde (und leider! mag dieß noch bey manchem Bürger und Bauer in unsern Tagen der Fall seyn, denn nur neulich noch laß ich in den Zeitungen, daß ein berühmter Gelehrter zu Berlin die Feder ergreifen mußte, um dem unverständigen Theile der Welt zu zeigen, daß der gesehene Comet nichts als eine Lufterscheinung, auf keine Weise aber der Vorbote des jüngsten Tages gewesen sey.) Zeigten sich Nordstrahlen und Feuerkugeln am Horizont oder in der Luft, so hielt man das für Anzeichen der göttlichen Strafgerichte. Diese thörichten Meinungen benutzten dann die Bischöffe zu ihrem Vortheil, und hielten damit das Volk im Zügel. Selbst die Könige und Fürsten glaubten daran und fürchteten ihre Macht. Sie beschenkten sie

aus diesem Grnnde sehr reichlich, damit sie für sie beten sollten, stifteten nach der Zeit Klöster, worinnen sich die Mönche aufhielten, und nach gewissen Regeln lebten, die von solchen Bischöffen oder Geistlichen gestiftet worden waren, die vormahls im Geruche der Heiligkeit gelebt hatten. Die Beschäftigungen dieser Mönche sollten zwar im Beten, Studiren und allerhand Arbeiten, um die Gelehrsamkeit zu befördern — bestehen, allein nur zu schnell arteten viele in dieser Vorschrift ihrer Stifter aus, zogen dem Beten und Studiren eine reich besetzte Tafel, statt der in ihrer Ordensregel bestimmten Mässigkeit vor und versanken nicht selten in Unarten nnd Laster, vor denen das Menschenherz zusammen bebte.

Tobias. Hatten denn die Bischöffe keine Obrigkeit?

Pastor. O! ja! sie wurden von den Königen ernannt, und bey Vergehungen gestraft und gerichtet. Wenn auch ja zu weilen das gesammte Volk einen Bischoff wählte, so war dennoch die Wahl nicht gültig, wenn sie nicht vorher von dem König bestätiget worden war. Jede Kirche hatte auch einen von dem König ernannten Schutz- (oder Schirm-) Voigt, der die Güther der Geistlichkeit verwaltete und ihre Sache im Kriege ausmachte, denn damahls war es gar nichts seltenes, daß die Klöster und Stifter von herumstreifenden heidnischen Völkern angefallen und geplündert wurden.

Niklas. Gab es denn zu der Zeit noch viele Heiden?

Pastor. O! genug. Aber die Bischöffe wa-

ren mit Sorgfalt darauf bedacht, sie zu bekehren. Deshalb sandte man von England und Irrland (wo viele christliche Gemeinden lebten) so genannte Missionairen (Gesandte) nach Teutschland und weiter nach Norden, um das Evangelium zu predigen. Einer von den damahligen berühmtesten Missionären war ein Engländer, der sich Winfried nannte und nachher den Namen Bonifazius annahm.

Horst. Je! das ist ja wohl der, von dem Sie uns schon neulich erzählten, daß er eine heilige Eiche der Teutschen gefällt habe?

Pastor. Eben dieser. Er gieng auf Veranlassung des Papstes zu Rom nach Hessen und Thüringen und predigte mit ziemlichem Erfolg die sanfte Lehre Jesu, verbesserte nebenbey einige Bisthümer, als das zu Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau, stiftete eine Abtey zu Fulda und im Jahr 745 sogar ein Erzbisthum zu Mainz, dem ganz Schwaben, Franken, Thüringen und Hessen einverleibt ward. Endlich ward er im Jahr 755 von den Friesen ermordet.

Ich habe euch schon am Sonntage gesagt, daß der sittliche Charakter der Teutschen seit der ersten Bekanntwerdung dieser Nation unter den Römern bis auf den Zeitraum (in dem wir in unserer Geschichte stehen) sehr viele von seinen Tugenden verlohren habe. Ich versprach bey unserm zweyten Ruhepunkt euch dieß deutlich zu machen. Wohlan! ich eile zur Erfüllung meines Versprechens.

Die christliche Religion, so mächtig sie auch auf den sittlichen Charakter der Franken wirken mochte,

war dennoch nicht stark genug, sie vor Grausamkeit, Treulosigkeit und falschen Eidschwüren zu bewahren, die damals leider schon sehr im Schwange giengen. Die letztern zu verhüthen, bediente man sich der größten Feyerlichkeiten, um ihren Einfluß auf die künftige Glückseligkeit recht anschaulich zu machen, aber troz dem, gab es genug falsch Schwörende, die diesen Verfügungen lachten. Sonst bedurft' es bey den Teutschen nur eines Wortes, nur eines Händedrucks, jezt nüzten selbst die höchsten Eide nichts mehr, um das heiligste Versprechen vor Bruch zu bewahren. Jene Übel wurden noch durch einen hohen Grad von Wollust erhöhet, die immer weiter um sich griff. Man achtete die ehemahligen Bande nicht mehr, frevelhaft wurden sie zerrissen, einer verführte des andern Weib und die Unschuld fiel öfterer, als je, ein Raub der Verführung. Eben so unbeschliffen waren die Sitten des Umgangs und des gemeinen Lebens. Selbst die Vornehmsten liessen sich darinnen mancherley Fehler zu Schulden kommen. Man zankte, man schlug sich, man sprach pöbelhafte Reden aus — kurz! ein gefälliger, angenehmer Umgang gehörte noch immer sehr unter die frommen Wünsche. Statt dessen waren Jagd und Krieg, oder wenn der leztere nicht im Gange war, wenigstens Kampfspiele der einzige belustigende Zeitvertreib, den man kannte.

Am allerelendesten sah es mit den Künsten und der Gelehrsamkeit aus. Nur die Mönche gaben sich (wie ich euch schon bewiesen habe) damit ab, das Volk lernte nichts, als jagen und die Lanze schwingen. Selbst

die Sprache blieb unbebaut und öde und ihr könnet euch wohl keine rauhere, und holperichtere denken, als die teutsche dieses Zeitalters. Wenn euch mit einem Exempel gedient ist, so stehet es zu Diensten.

Alle. O! ja! ja! recht gern!

Pastor. (aus einem Blatte lesend:) Es sprach David der Sohn Isai, es sprach der Mann, dem es geboten ward, von Christo dem Gotte Jacobs, der vortrefliche Sänger Israelis. Diese Worte würden nach der ehemals teutschen Mundart also heissen: „Quhad Davied Isais Suum quhad gomman dhemu izs. Chibodan uuard umbi Christian Jacobes Godes dher archno Sangheri Israhelo.“

Peter. (lachend) Je! das klingt ja wie Pohlnisch.

Pastor. Beynahe.

So tief, als die Franken, waren jedoch die übrigen teutschen Völkerschaften in ihren Sitten bey weitem nicht gesunken. Diese bezeigten mehr Ehrfurcht vor Versprechungen, Haltung der ehelichen Treue und Beschützung der Tugenden, durch welche sie sich gegen andere Nationen so sehr zu ihrem Gewinn auszeichneten. Ihre Gesetze und Regierungsform hatte auch keine sonderliche Aenderung erlitten. Noch immer gehorchten die Allemannier, Thüringer und Bayern, welche besonders die Majores Domus haßten, ihren Herzögen, die sie selbst wählten. Nur durch blutige Kriege veranlaßt, welche die Franken mit ihnen führten, mußten sie sich ihnen unterwerfen und in der Folge mithin auch ihre Gesetze ändern. In großem Flor

befand sich bey ihnen jetzt Obst- Wein- und Feldbau, den sie durch Steine, Erdaufwürfe und Lochbäume bezeichneten, damit ein jeder Besitzer sein Eigenthum erkennen möchte.

Am allerwenigsten hatten sich die Sachsen und Friesen geändert, sie behaupteten noch immer ihre alte Freyheit und führten, um sie zu erhalten, mit den Franken oft sehr blutige Kriege. Sie waren in diesem Zeitraume fast noch alle Heiden, verbrannten ihre Todten, und opferten Menschen. Sie erkannten keinen für ihren König, und regierten sich untereinander durch Feldherren, mit denen sie bey Berathschlagungen an einem festbestimmten Ort zusammenkamen, den sie Marklo (Mark — Feld) nannten. Unter ihnen bestand, noch, wie ehedem, eine dreyfache Classe, die Edlen (Athelinge — Adlichen) Freyen (Frilinge) und Leibeigene.

Handlung und Luxus hatten sich unter der fränkischen Nation schon ziemlich weit ausgebreitet. Die Kaufleute, die nach England, Italien, und Griechenland handelten, brachten aus diesen Gegenden Gewürze, Weihrauch, gute Steine, seidene Waaren und andere kostbahre Sachen mit. Durch dieses Gewerbe der fremden und einheimischen Kaufleute änderte sich auch die Landestracht. Ihr kennt aus meinen vorigen Erzählungen die Kleidung der Teutschen; damahls trugen sie nur leicht zusammengenähete Fälle, jetzt bedienten sie sich enger Röcke und langer Beinkleider, sie hatten sogar Mäntel, Mützen und Stiefeln. Aber damit waren die Vornehmern nicht einmahl zufrieden; diese ließen sich Kleider zur Pracht und zum Staate

aus seidenen Stoffen verfertigen, näheten Edelgesteine auf die Mützen und bordirten die Gewänder mit Gold und Silber.

Wir gehen nun auf den dritten Zeitraum der teutschen Geschichte über. Um die Darstellung desselben mit dem vorhergehenden gehörig zu verknüpfen, ist es nur noch nöthig, daß ich euch die dem fränkischen Reiche angrenzenden Völker nenne, mit denen es allmählig in Krieg verwickelt wurde. In dem obern Italien herrschten gegen die Mitte des achten Jahrhunderts die Longobarden, eine wilde, nach Eroberungen dürstende teutsche Nation; in dem unterm Theil dieses Landes die Griechen; in Spanien die Araber oder Saracenen (die diesen Nahmen führten, weil sie die Sara, Abrahams Weib, für ihre Stammutter hielten) in England die Sachsen; in Ungarn die Avarier; in Polen einige slavische Völkerstämme und in Dänemark die Normänner.

Teutschland unter den Carolingern von 752 — 919.

So sehr die Franken vorher, als die Majores Domus den Zügel der Regierung an sich rissen, das Geschlecht des großen Pipins haßten und dagegen die Nachkommen ihres tapfern Königs Chlodewich liebten; mit eben so süßer Bewunderung hiengen sie ietzt an der weisen Regierung Pipins des Kurzen. Es wäre diesem Manne ietzt sehr leicht geworden, sich den Titel eines Königs der Franken anzumassen; dennoch scheuete er aus mehr als einem Grunde diesen verwogenen Schritt und dachte vielmehr vor der Hand dar-

auf, um sich in dem Zutrauen des Volkes fester zu setzen. Darinnen stand ihm der von allen so sehr geschätzte Erzbischof Bonifazius treflich bey; diesen machte der Papst Zacharias, der iezt den päpstlichen Stuhl einnahm, mit allen den Vorzügen vertraut, die Pipin zum Vortheil gegen die vorhergehenden schlechten fränkischen Könige auszeichnete. Und da der Papst grade mit dem König der Longobarden Astulf, der sich der Stadt Ravenna in Italien bemächtigt und Rom selbst anzugreifen gedrohet hatte, in Krieg verwickelt war, so kam ihm Bonifazius Schilderung von Pipins tapferm Geiste sehr zu statten. Er ließ Pipinen seine Freundschaft versichern, und setzte den Wink hinzu, ob es der Würde eines künftigen Beschützers des päpstlichen Stuhls nicht angemessener sey, wenn sich dieselbe statt eines Major Domus in eine königliche verwandele? Diesen Wink benutzte Pipin. Er versammelte (im J. 752) die Franken, und machte sie mit den Wünschen des Papstes bekannt. Wenig Mühe kostete es ihm, die ganze Nation für sich zu gewinnen. Kurz — Bonifacius salbte ihn unter dem Jauchzen des Volks zum König.

Säuberlich. Wo blieben denn nun die eigentlichen fränkischen Könige Childerich und sein Sohn Theuderich?

Pastor. Ein Glück für beyde war es, daß es schon Klöster gab. Sie wurden Mönche und entsagten willig der Crone, für die sie kein Talent hatten.

Papst Zacharias starb. — Stefan III. bestieg den päpstlichen Stuhl. Aber es ward ihm nicht

wohl zu Muthe, da die Longobarden immer tollkühner und verwegener wurden. Sie droheten, wie ich euch schon gesagt habe, Rom selbst anzugreifen. Dem griechischen Kayser, der leider! weniger, als der Papst bedeutete, indem dieser auf die Herzen des Volks schon weit mehr Einfluß hatte, ward bange, als ihn die Römer um Schutz gegen den kühnen Astulf baten. Er schlug seine Hülfe aus, vermuthlich, weil er selbst ohnmächtig genug war. Darauf wandten sie sich an den neuen fränkischen König. Pipin versäumte keinen Augenblick, ihren Wunsch zu erfüllen, da er schon lange auf eine Gelegenheit gelauert hatte, um die Longobarden zu züchtigen, überdieß glaubte er sich dem Papste durch einen solchen Dienst am verbindlichsten zu machen. Stefan III. hörte kaum diese fröhliche Botschaft, als er sich selbst auf den Weg begab, um in eigener Person den fränkischen König für sich zu gewinnen. Als er nun an seinem Hofe erschien, bestreuete er sein Haar mit Asche, zog ein schlechtes Gewand an, fiel Pipin zu Füssen und bat ihn in der demüthigsten Stellung um Schutz gegen den Feind. Ihr könnet leicht denken, meine Freunde! wie sehr dies dem ehemaligen Major Domus schmeichelte! Er hob den Papst auf und versprach ihm ohne Bedenken nochmahls Hülfe gegen die Longobarden. Aus Dankbarkeit für die Leistung dieses Versprechens salbte der Papst Pipinen zum zweytenmahl zum König der Franken, beschenkte ihn auch nebst seinen Söhnen mit dem Titel eines römischen Patricius.

Wenzel. Den Ausdruck versteh' ich nicht, lieber Herr Pastor!

Pastor. Patricius hieß in dem alten Rom ein Bürger, dessen Väter und Vorfahren im Senate (Rathe) gesessen hatten; es bedeutete also die höchste öffentliche Würde. Heut zu Tage nennt man Patricier den Stadt-Adel in Reichsstädten.

Pipin fiel bald darauf mit großer Heeresmacht in das Land der Longobarden ein und belagerte die Stadt Pavia, worinn Astulf haußte. Als dieser gegen die unüberwindliche Macht seines Feindes nichts vermogte, so schloß er im J. 753. mit ihm Frieden und versprach, nicht nur die eroberte Stadt Ravenna zu räumen, sondern auch die andern Städte herauszugeben. Pipin machte dem Papst vorläufig ein Geschenk damit, welches dieser mit Freuden annahm. Doch Astulf zögerte, als Pipin schon lange Italien verlassen hatte, mit der Ablieferung der neuen Schenkung. Ja! er war unbesonnen genug, den Frieden zu brechen und Rom aufs neue zu bedrohen. Erstaunt hörte Pipin die Nachricht von dieser neuen beyspiellosen Verwegenheit. Im Grimm eilt' er aufs neue nach Italien, um den Uebermüthigen Gehorsam zu lehren. Astulf stand vor Rom und glaubte ganz sicher, Pipin werde sich hier mit ihm messen wollen, doch weit gefehlt! — Die Franken, welche gehört hatten, daß Pavia fast ganz ohne Besatzung sey, eilten nach der Hauptstadt und zwangen durch dies Mittel die Longobarden zum abermahligen Frieden, worinnen dem König Astulf befohlen ward, nicht nur die eroberten Städte als Rimini, Fano, Pesaro, Sinigaglia, Forli u. s. f. herauszugeben, sondern auch den rückständigen Tribut zu bezahlen, den die Longobarden ehedem dem fränkischen

Reiche gezinßt hatten. An diesen Frieden knüpfte sich der Krieg mit den Sachsen, den Pipin im J. 758. nachdrücklicher fortsetzte. Er besiegte dies Volk mit gleichem Glück der Waffen, und legte ihnen einen jährliche Zins von 300 Stück Pferden auf.

Hier, meine Lieben! hebt sich der erste Zeitpunkt in der Geschichte an, wo sich die römischen Päpste in weltliche Händel zu mischen begannen. Hätte Pipin zu der Zeit die traurigen Folgen vorausgesehen, die sein Geschenk bewirken würde, er möchte wohl eher Stefan III. als die Longobarden bekriegt haben.

Nach einer Reihe von Siegen, die Pipin über die Sachsen, Slaven und Bayern davon trug, starb er endlich im J. 768. im 17ten Jahr seiner weisen Regierung, von seinen Unterthanen und Kindern innig betrauert. Klein war sein Körper, aber groß und erhaben sein Geist. Er verstand die große Kunst des Regenten, seinen Unterthanen neben der Liebe zugleich Furcht einzuflößen, und war immerwährend bemüht, die Grenzen seines Reichs mit Eroberungen zu erweitern und seinen Nahmen, den seine Zeitgenossen mit Achtung aussprachen, unsterblich zu machen.

Er hinterließ als Thronerben zwey Söhne, Carl und Carlmann. Sie theilten sich in das Reich. Der letztere erhielt Austrasien und der erste Neustrien. Kaum war diese Theilung berichtiget, als Carlmann erst einsehen zu müssen glaubte, daß er damit nicht zufrieden seyn könnte. Die Ursache seines Mißmuths mochte er aber wahrscheinlich selber nicht kennen — vielleicht war es nur Mißgunst, was ihn so denken hieß, da Carl, sein Bruder, mit vielem Glücke die Gascogner

und Aquitanier, die an den Ufern der Garonne wohnten und welche sich gegen den neuen König empörten, besiegte — indessen er zu wenig Herz hatte, weder gegen seinen Bruder noch gegen andere Völkerschaften etwas zu unternehmen. Ohne Ruhm starb er schon im Jahr 771, und hinterließ eine Wittwe mit zwey Söhnen, welche sich gleich nach dem Tode ihres Gemahls zu ihrem Vater, dem longobardischen König Desiderius, wandte. Carl ward nun zum alleinigen Beherrscher des fränkischen Staates erwählt.

Niklas. Wären denn die Longobarden mit den Franken jetzt wieder Freunde?

Pastor. Ja! den größten Beweis davon gab Carl selbst, denn er vermählte sich mit der zweyten Tochter des Desiderius. Bey der Ehestiftung machte sich Carl noch besonders verbindlich, seine Gattin nie zu verstoßen, wiewohl das der Papst Stefan IV. gleich Anfangs gern gesehen hätte, da er überhaupt mit dieser Heyrath gar nicht zufrieden war, indem er die Longobarden haßte und sie oft eine treulose und niedrige Nation nannte.

Tobias. Hielt denn Carl Wort?

Pastor. Leider! nein. Er verstieß seine Gattin und beschuldigte sie der Unfruchtbahrkeit. Die Verstoßene eilte mit Thränen zu ihrem Vater und Desiderius — glühete nach Rache. Voll heimlichen Grimms wandte er sich an den Papst Hadrian, und bat ihn, daß er Carlmanns Söhne für Könige der Franken erklären möchte. Doch de. Papst, auf den sich überdies der Haß seines Vorgängers Stefan III. fortgepflanzt hatte, versagte ihm diesen Wunsch, wahrscheinlich aber

noch mehr in der Absicht, um sich den mächtigen König Carl nicht zum Feinde zu machen. Desiderius Rache wuchs. Aufgebracht über diese kalte Behandlung zog er mit einem mächtigen Heer aus und besetzte das der römischen Kirche gehörige Gebiet. Dadurch wurde Hadrian veranlaßt, bey Carl Hülfe zu suchen. Dieser sagte sie ihm zwar zu, dennoch suchte er vorher noch zwischen Desiderius und dem Papste einen Vergleich zu stiften. Seine Absicht blieb ohne Frucht. Desiderius schlug den Vergleich hartnäckig aus und bewog Carln, Pavia zu belagern. Ueberdies erklärte der Papst den Desiderius in die Acht, um von seiner Seite ebenfalls zu thun, was er vermochte.

Carl eroberte Pavia nach einer zwölfmonatlichen Belagerung im J. 774. nachdem er den Beschwerden des Winters kühn getrotzt hatte, und erhielt Desiderius gefangen, doch sein Sohn Adalgis floh nach Constantinopel, wo er bey dem griechischen Kayser Schutz suchte, ihn aber nicht fand.

Tobias. Was machte denn Carl mit dem gefangenen Desiderius?

Pastor. Er ließ ihn in ein Kloster zu Corvey einsperren, wo er auch starb. — Auf diese Weise zertrümmerte und unterwarf sich Carl das longobardische Reich, nachdem es zweyhundert und sechs Jahr geblühet hatte.

Niemand hatte das Ende dieses dem geistlichen Staate so furchtbahren longobardischen Staates sehnlicher gewünscht, als der päpstliche Stuhl. Voll Entzücken eilte deshalb Hadrian dem Ueberwinder Carl, als er nach Rom kam, entgegen. Er war eben in der

berühmten Peterskirche (wo die Päpste begraben liegen) als Carl mit seinem Gefolge eintrat. Indem ihn nun der Papst auf dem Grabe Petri, wo sie sich beyde ewige Freundschaft schwuren, umarmte, sang die Gemeinde: „Gelobet sey der da kommt im Nahmen des Herrn!“ Carl bestätigte aus Uebermaaß des Entzückens über diesen feyerlichen Empfang die Schenkung seines Vaters Pipins, die jener, wie euch bekannt ist, dem päpstlichen Stuhl vermacht hatte.

Carl war nun als Besitzer des longobardischen Reiches, der mächtigste Regent in Italien. Da ihn der Papst öffentlich zum Schirmvoigt (Schutzherrn) des päpstlichen Stuhles ernannt hatte, so gerieth der Kayser zu Constantinopel, welcher dies bisher gewesen war, ganz in Vergessenheit. Trotz dem, daß Papst Gregor II. nicht so feurig wie sein Vorgänger für Carl eingenommen war, so bestätigte doch sein Nachfolger Leo III. (im J. 795.) das ihm ertheilte Ansehen, welches er dadurch bewieß, daß er ihm die Schlüssel zum heiligen Grabe und die römische Stadtfahne schickte. Dieses Verfahren und noch andere Ausschweifungen des Papstes schienen einige vornehme Römer zu mißbilligen, denn sie überfielen ihn mit mehrern Verschwornen bey einer Betfahrt und würden ihn da gewiß sehr unsanft behandelt haben, wenn er sich nicht durch eine schleunige Flucht gerettet hätte. In Rom nicht mehr sicher, gieng er nach Frankreich, um bey Carln Schutz zu suchen. Er traf ihn iedoch nicht an, da er mit den Sachsen in Krieg verwickelt, damahls grade in Teutschland und zwar in der Gegend des heutigen Paderborns war. Der König empfieng ihn sehr freundschaftlich,

schaftlich, hörte die Beschwerden an, die Leo III. gegen die Römer vorbrachte und versprach ihm mit Hand und Mund, ihn in seine Würde wiederum einzusetzen.

Horst. Geschah dies auch?

Pastor. Ja! Carl gieng nach Italien, strafte Leos Feinde mit Härte und bestätigte ihn von neuem in seiner Würde auf das feyerlichste, nachdem Leo vor dem Hochaltare der Peterskirche die Unwahrheit aller Beschuldigungen seiner Feinde beschworen hatte.

Für solche Beweise der uneigennützigsten Freundschaft glaubte der Papst dankbahr seyn zu müssen. Er brachte es in einer Versammlung der Oberhäupter der Stadt Rom sehr leicht dahin, daß man den Entschluß faßte, dem mächtigen König der Franken eine noch höhere Würde zu verleihen. Allerdings schmeichelte dies den Römern, zumahl da es von ihnen abhängen sollte, ihm dieselbe zu geben. Als daher Carl am Weihnachts-Abende des Jahrs 801 in der Peterskirche betete, ward er plötzlich von dem Papst gekrönt und von dem römischen Volke zum Kayser ausgerufen. Jener setzte noch die Worte hinzu: „Es lebe der große und friedliebende Kayser Carl!“ Von daher schreibt sich der Beynahme: der Große, den er auch in der That mit vollem Rechte verdiente.

Kaum war diese Ceremonie zu Ende, als sich eine neue anhob. Carl setzte sich nämlich auf einen prächtigen Thron, vor dem ihm der Papst seine Ehrerbietung bewieß. Man überreichte ihm den kayserlichen Schmuck und fuhr ihn im Triumph nach seinem Pallast zurück.

Säuberlich. Aber nun bin ich doch begierig, was der Hof zu Constantinopel dazu sagte?

Pastor. Hm! was wollt' er sagen? Allerdings kam ihm die neue Crönung sehr ungelegen, denn was ließ sich von einem so mächtigen Kayser, als Carl der Große war, nicht alles zum Nachtheil des griechischen Kayserthums erwarten? Die Kayserin Irene, die zu der Zeit auf dem Throne saß, suchte ihre Herrschaft durch eine Verbindung mit Carl dem Großen zu befestigen und wer weiß, ob dieser nicht selbst dies Mittel, um beyde Reiche zu vereinigen, mit Vergnügen ergriffen haben würde, wenn jene nicht von den Großen ihres Staates, die eine solche Vereinigung nicht wünschten, in ihren Planen gestöhrt und sogar abgesetzt worden wäre. Nicephorus, Irenens Oberschatzmeister, bestieg nach ihr den Thron und war klug genug, Carln in der ihm beygelegten Kayserwürde zu bestätigen.

Wir gehen jetzt um einige Jahre zurück. Carl führte mit den Arabern, welche einen Theil Asiens, die mitternächtlichen Küsten von Africa und beynahe ganz Spanien beherrschten, Krieg; der arabische Prinz Abdarahmann war König in Spanien, allein sein Stolz und seine übrigen Laster mißfielen den Großen seines Reichs. Sie riefen Carln zu Hülfe, um ihm von diesem den rechten Weg zeigen zu lassen. Carl, der sein überdem mächtiges Reich mit neuen Besitzungen bereichern zu müssen glaubte, folgte diesem Rufe, gieng im Jahr 778 über das Gebirge, die Pyrenäen, eroberte die Städte Saragossa und Pampelona und schritt siegsvoll, da sich ihm keine Macht entgegen stellte, bis an den Ebro fort. Die Einwohner des Landes staunten die Größe Carls an und bewunderten seine Tapferkeit. In kurzer Zeit huldigten sie ihm alle.

Müller. Gieng es denn so ganz ohne Blutvergießen ab?

Pastor. So ganz doch nicht. Denn als das Heer, welches einer der berühmtesten Generale der damahligen Zeit, Roland *), der ein Sohn Carls des Großen gewesen seyn soll, anführte, zurückzog, wurde es von den Arabern im Thale von Ronceraux (Rongsero) in den Pyrenäen überfallen und gänzlich geschlagen. Indeß wußte ein Mann, wie Carl, sich bald zu helfen; er ergänzte sein Heer, und war zufrieden genug, daß er manches zu Verbesserung der Christen in Gallizien, Asturien und Biscaja in diesem Feldzuge beygetragen hatte. Sein Sohn Ludwig, König von Aquitanien (so nannte man das Stück von dem heutigen Frankreich, welches zwischen den Pyrenäen, der Loire und dem atlantischen Meere liegt) führte jedoch den Krieg mit den in Spanien wohnenden Arabern so lange fort, bis die Franken die von dem pyrenäischen Gebirge an bis zum Ebro liegende Bezirke begründet hatten. Carl setzte darauf den ersten Mark- oder Grenzgraf, welcher die Oberaufsicht führte. Man nannte es daher die spanische Mark.

Wichtiger, als dieser Krieg mit den Arabern, war der, den Carl mit den Sachsen führte. Dieses Volk, das sich, vermöge ihrer Wohnplätze, in verschiedene Classen theilte, war noch eben so wild und ungebil-

*) Eine Statue von Roland, dem die Alten eine unermeßliche Stärke und Größe zuschreiben, zeigt man am Rathhause des Städtchens Belgern bey Torgau und auch in Alt-Brandenburg.

det, aber auch noch eben so unverdorben in ihren Sitten, als ehemahls. Sie hatten die ehemahligen Wohnsitze der Franken am Niederrhein eingenommen, welche sich von der Elbe bis zum Rhein, von der Nordsee bis zum Harz und dem Westerwalde erstreckten. Zwischen der Elbe und Weser wohnten die Ostphalen; zwischen der Weser und dem Rhein die Westphalen. In der Mitte die Engerer, welche mit denen, nach Brittannien gewanderten Angeln, verwandt waren. Noch eben so frey wie sonst, wußte sich diese Nation in ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit zu erhalten. Einfach, wie ihre Sitten, waren auch ihre Einrichtungen, ihre Regierung und ihre Wohnplätze; Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Räuberey auf der See, die Gewerbe, denen sie sich unausgesetzt widmeten. Jeder Hausvater hatte seine eigene Hütte und an derselben einen kleinen Garten und sein Feld. Die Grenzen des Landes blieben unbesetzt, nur an den Grenzflüssen und Hauptstraßen fand man Schlösser, unter denen sich Siegburg, Eresburg, Bruniberg und Sachsenburg vorzüglich auszeichneten. Von einem König wußten sie nichts; gab es Krieg, so ließen sie sich von einem dazu gewählten Heerführer beherrschen, dessen Macht jedoch nur so lange dauerte, bis der Krieg geendet war. Solche Heerführer brauchten sie denn nun freylich immerwährend, denn da sie von Natur ein höchst unruhiges Volk waren, das nichts heftiger liebte, als Krieg und Waffen, so lagen sie auch mit ihren Nachbahren unaufhörlich in Streitigkeiten.

Dieß misfiel den herrschsüchtigen Franken. Um ihre Macht auch über die Sachsen auszudehnen, faßte

Carl den Entschluß, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis er sie zum Christenthum gebracht und die Neubekehrten der fränkischen Monarchie unterwürfig gemacht haben würde. Die ersten Anstalten zu diesem Kriege traf er schon im Jahr 772 in einer zu Worms gehaltenen Reichsversammlung. Die Bischöffe, die hier gegenwärtig waren, billigten seinen frommen Entschluß (wie sie es nannten, denn sie hofften dadurch selbst viel zu gewinnen) und scheueten keine Beredsamkeit, ihm diesen Krieg als höchst wichtig und nothwendig darzustellen. Der Feldzug ward zwischen der Diemel und Weser eröfnet und in Paderborn stand Carl im Hauptquartier. Die Franken siegten und eroberten die Eresburg (bey Stadtberg in Westphalen) und zerstörten die berühmte Irmensäule, welcher die Sachsen göttliche Verehrung erzeugten.

Müller. War diese nicht dem tapfern Herrmann zum Andenken errichtet worden?

Pastor. Ganz recht! — Die Sachsen, die im südlichen Theile des westphälischen Kreises wohnten, demüthigten sich zwar vor Carl, doch nur verstellt, da sie es ihm nicht vergessen konnten, daß er ihnen ihre Freyheit und Unabhängigkeit zu rauben suchte. Denn als er sich im Jahr 774 in Italien befand, jagten sie die von ihm in die Eresburg und die andern eroberten Festungen gelegte Garnisonen und Priester, welche die überwundenen zum Christenthum zu bekehren suchten, wieder aus ihrem Lande heraus und zerstörten alles, was Carl gestiftet hatte. Carl sah wohl ein, daß hier ein einfaches Zwangsmittel zu schwach sey, um die Abtrünnigen zu züchtigen und dachte auf ein

kräftigeres, um sie auf immer zum Gehorsam zu bringen. Er ließ daher im Jahr 775 zu gleicher Zeit drey Heere gegen die westphälischen Sachsen ausrücken. Einer solchen Macht konnten die Verbündeten nicht widerstehen; sie unterwarfen sich. Eine Zeit lang hielten sie sich ziemlich ruhig. Aber nur zu bald ließen sie ihrem alten Groll aufs neue den Zügel schiessen, denn als sie auf Carls Befehl vereint mit den Franken auszogen, um die Slaven anzugreifen, so erklärten sie sich auf einmahl für Feinde des Kaysers, umringten die fränkischen Soldaten, von denen sie sich wie ein Blitz trennten und hieben fast das ganze Heer zu Boden. Diese beyspiellose Treulosigkeit entflammte den Zorn des Kaysers aufs höchste. Er fiel aufs neue in ihre Länder ein und zwang sie, ihm 4500 von denjenigen auszuliefern, die es gewagt hatten, seine Soldaten, wie Meuchelmörder, anzufallen. Durch seine Macht gezwungen, erfüllten sie seinen Befehl. Und nun übte der Kayser das Vergeltungsrecht, und ließ sie ebenfalls tödten. Darüber ergrimmten die sämtlichen Völkerstämme der Sachsen dermassen, daß sie jetzt vereint und wüthender als jemahls zu den Waffen griffen. Einer ihrer vornehmsten Anführer war Wittekind, ein gebohrner Westphale, welcher sich mit einem andern Fürsten, Albion, verband und mit einem mächtigen Heer dem Kayser entgegen trat. Dennoch siegte Carl aufs neue, Wittekind — ließ sich taufen und unterwarf sich, jedoch mit der Bedingung beym Friedensschluß zu Selz in Elsaß 803, den Franken, daß sein Volk nach wie vor seine alten Freyheiten und Gesetze beybehalten dürfte, welches

ihm auch gewährt ward, da er sich besonders anheischig machte, den Bischöffen ihren Zehnten zu geben und mit den Franken eine Nation auszumachen. Carl stiftete hierauf viele Bisthümer und setzte Bischöffe hin. So enstanden die Bisthümer Osnabrük, Paderborn, Münster, Verden, Minden und Hildesheim.

Nachdem nun der unüberwindliche Held die an den sächsischen Grenzen wohnenden Slaven, Böhmen und Sorben, die es ihren unruhigen Nachbahrn gleich thun wollten, gedemüthiget hatte, griff er auch die Normänner an, die Schleswig, Jütland und Norwegen beherschten. Besonders war Gottfried, König in Jütland, eifersüchtig auf Carls Siege. Um mit ihm auf eine gute Manier Händel anzufangen, bekriegte er die Obotriten, eine wendische Nation, die wegen ihrer Tapferkeit gegen die Sachsen vom Kayser mit vielen sächsischen Ländereyen beschenkt worden war, zerstöhrte ihre Handelsstadt Rorich und zwang ihnen das Versprechen eines jährlichen Tributes ab. Dazu konnte ein Mann wie Carl nicht lange still schweigen. Um den Übermüthigen zu züchtigen, zog er aus — doch das Schicksaal entzog ihn seiner Rache. Gottfried ward ermordet, und sein Bruder Hemming söhnte sich mit Carln aus, schloß einen Frieden und machte die Eyder zur Grenze beyder Länder! Zur Sicherheit legte Carl an dem mitternächtlichen Ufer der Elbe die feste Burg Hochbuch (das heutige Hamburg) an.

Auf diesen Krieg mit den Normännern folgte unmittelbahr ein anderer, (denn Carls Leben war

eine ewige Kette von Kriegen) nämlich der, mit den Bayern. Diese Nation stammte von den Allemannen her, mit deren Sitten und Gebräuchen sie ungemein viel Ähnlichkeit hatte. Sie hatte ihre eigene Herzöge, unter denen auch der junge Thassilo sich befand, ein Mann, der mit Carl aufgewachsen und sein Vetter war, denn seine Mutter war Carls Schwester. Beyde Regenten lebten anfänglich in ziemlicher Eintracht. — Dennoch konnte Carl nicht umhin, seinen jungen Vetter bisweilen fühlen zu lassen, daß er mächtiger als er sey und daß es ihm wenig kosten würde, ihn und sein Herzogthum unter fränkischen Gehorsam zu beugen. Thassilo bezeugte Anfangs viel Geduld und ließ sich alles gefallen. Indessen sank sein Vertrauen gar sehr, als ihn Carl gegen seinen Schwiegervater Desiderius, den König der Longobarden aufforderte. So sehr ihn dieß auch schmerzte, so sah er sich dennoch gezwungen, zu gehorchen, ja! sein Verdruß erreichte den höchsten Grad, als er Carl zu Worms sogar den Eid der Treue schwören und diesen Eid zugleich mit zehn Geiseln verbürgen mußte. Eine Zeitlang schwieg er noch, und arbeitete nur in stillem, jenen ihm fast abgezwungenen Eid mit dem Schwerdt in der Faust zurückzufordern. Die Gelegenheit hierzu fand sich sehr bald, denn sein Schwager Adalgis, der wie euch bekannt ist, an den Hof zu Constantinopel geflüchtet war, als sein Vater Desiderius die Schlacht verlohr, verband sich heimlich mit ihm und wußte zugleich Mittel zu finden, sich die Avaren zu seinen Absichten geneigt zu machen. Carl erfuhr dieß alles haarklein wieder und

traf dagegen wie billig seine Gegenanstalten. Er rückte gegen den Thassilo aus — und diesem, der von den mehresten seiner Vasallen, auf die er im Leben und Tod gerechnet hatte, verlassen wurde, blieb nichts übrig, als sich zu demüthigen und um Gnade zu bitten. Carl verzieh. Doch Thassilo wagte noch einmahl sich zu empören. Nun rief ihn der Kayser (im Jahr 788) nach Ingelheim auf den Reichstag, beschuldigte ihn hier des Hochverraths und verdammte ihn zum Tode. Thassilo und seine wenigen Anhänger baten flehendlich um Milderung des Urtheils. Was wollte Carl thun? Er schrieb Thassilos Empörungssucht mehr auf Rechnung seiner Unbesonnenheit und um selbige etwas milder durchschlüpfen zu lassen, dictirte er ihm das Schicksal seines Schwiegervaters Desiderius, d. h. er ließ ihn im Kloster sterben. Auf solche Art verwandelte Carl das Herzogthum Bayern in eine Provinz seiner Monarchie. Die Avaren genossen ein gleiches Loos. Denn da ihr Anschlag mit dem Herzog Thassilo nicht gelungen war, so dachten sie auf andere Mittel, sich von der fränkischen Monarchie unabhängig zu machen. Sie hielten sich, um das Wagstück auszuführen, selbst für mächtig genug, fielen in Franken ein und bedroheten Carls Eigenthum mit gewafneter Faust. Dieser rüstete sich und trieb sie bis nach Hungarn hinein (denn die Avaren wohnten unter der Ens in Österreich.) Der größte Theil der Armee empfand die Schärfe der fränkischen Schwerdter — ein anderer gelobte Unterwürfigkeit und Treue. Nun vereinigte Carl Österreich unter der Ens mit dem ob der Ens und so entstand das Ostland (oder Österreich.) Auf diese Art,

meine Lieben! bildete Carl der Grosse ein Reich, das sich von der Eyder und Elbe bis an den Raab in Hungarn und den Embro in Spanien erstreckte, ein Reich, das den jetzigen österreichischen Staat wenigstens dreymahl an Grösse übertraf. Und dieses Reich regierte er mit Zuziehung weniger Räthe ganz allein. Denn größtentheils handelte er selbst und that, nicht das, was seine Reichsstände wollten, sondern das, was er selbst für gut befand. Die Herzöge, die bis auf die gegenwärtige Zeit an der Spitze der teutschen Völker gestanden hatten, entließ er ihrer Würde und regierte die Provinzen durch Mark-Grafen. Damit nun diese in ihrer Pflicht getreu seyn möchten, mußten gewisse dazu ernannte Commissarien, welche herzogliche Gewalt besassen, von Zeit zu Zeit ihre Ämter untersuchen, und die Mißbräuche bestrafen.

Wahrlich! lieben Freunde! Carl war ein seltener, bewundernswürdiger Fürst und in jedem Fache (er mochte nun als Monarch, oder als Hausvater erscheinen) gleich groß. Er mischte sich in alles, weil er von allen sprechen, von allen urtheilen konnte. Er bekümmerte sich auch, trotz seiner unübersehbaren Regierungssorgen um jede Kleinigkeit. Seiner Aufmerksamkeit war nichts zu gering. So wollt' er zum Beyspiel nicht selten wissen, wie viele Kühe monatlich auf seinen Gütern gekalbt hätten und wie viele Eyer die Hühner legten — seht da! Freunde! den ersten Bauer, der sich selbst um die Kleinigkeiten seiner Wirthschaft bekümmerte. Er unterstützte nicht nur den Landbau, sondern auch Handwerker, Professionisten aller Art, Weber und Spinner, Gold- und Silberarbeiter,

Mahler und Bildhauer. In Ingelheim und Aachen führte er kostbahre Palläste auf, und errichtete in dem letztern Orte warme Bäder. Metalle und Mineralien lieferten ihm die Bayerischen Bergwerke und Steuermark und Böhmen das Eisen — Gold ließ er aus dem Sande des Rheins waschen. Mehr als jemahls blühete unter seiner Regierung der Handel, für den man gewisse Grenzorte bestimmte, von wo aus er betrieben ward. Darunter waren die Hauptstädte Lorsch, Regensburg, Magdeburg, Halle und Erfurth. Auch die Juden fanden Schutz bey ihm, und erhielten die Erlaubniß in Mainz, Cölln und Trier Synagogen (Judenschulen) zu bauen. Um den Handel noch mehr auszubreiten, führte er durch das ganze Reich gleiches Maas und Gewicht ein und untersagte die unbillige Vermehrung der Zölle. Das Getraide durfte nie höher und tiefer, als er's erlaubte verkauft werden.

Dem geistlichen und weltlichen Regiment zum Besten, entwarf er gewisse Verordnungen, die er Capitularien nannte, weil sie in Capitel eingetheilt waren. Sie bezogen sich hauptsächlich auf das Kirchenwesen und auf die Landescultur.

Niklas. Können Sie uns nicht einige davon sagen?

Pastor. O! ja. So hieß es unter andern: „Hat ein Priester mehr als ein Weib; hat er Christen oder Heidenblut vergossen, er soll abgesetzt werden. — Mörder oder andere Verbrecher sollen in den Kirchen keinen Schutz mehr finden. — Räuber verliehren zum erstenmahl ein Auge, zum zweytenmahl die Nase, und

zum drittenmahl das Leben. — Die Richter, wenn sie die Sachen der Unmündigen und Waysen hören sollen, dürfen während der Gerichtszeit nicht schmausen und jagen. — Unbekannte Nahmen von Engeln sollen nicht genannt werden, sondern allein die, welche bekannt sind, als Michael, Raphael und Gabriel, und so weiter."

Besonders wandte Carl sein Augenmerk auf die Verbesserung des Gottesdienstes. Er schafte die lateinischen Gesänge und Gebete ab, und führte dagegen die teutschen ein, sorgte für richtige Abschriften der heiligen Schrift und für eine bessere Bearbeitung der Legenden (Lebensbeschreibungen) der Heiligen. Die Geistlichen befreyete er von allen Abgaben und Geschäften, die mit ihrem Amte nicht zusammen hiengen, und ermahnte sie zu einem tugendhaften Lebenswandel. Er pflegte deshalb zu sagen: „Es ist schön, wenn in der Kirche gut gesungen und gelesen wird, aber wenn eines fehlen muß, so ist schlechter Gesang erträglicher, als die üble Aufführung der Priester. Schöne Kirchen sind nützlich, aber gute Sitten noch besser."

Zu Carls weisen Gesinnungen trug sein Lehrer Alcuin, der von dem Erzbischof Eckbert zu York gebildet worden war und welchen er in Italien hatte kennen lernen, sehr viel bey. Dieser Alcuin unterrichtete ihn in mancherley nützlichen Kenntnissen. Aus Dankbarkeit schenkt' er ihm in der Folge die Abtey des heiligen Martius bey Tours, wo er bis an seinen Tod junge Leute unterrichtete. Ein anderer junger Mann, ebenfalls Alcuins Schüler war Eginhard, Carls geheimer Schreiber, oder Secretär, der sich

so fest in seine Gunst zu setzen gewußt hatte, daß er ihm seine Tochter, Emma, ein schönes Mädchen, welches sich trotz seiner unansehnlichen Gestallt, in ihn verliebte, zur Ehe gab. Überhaupt hatte Carl mit seinen Töchtern (wenn es auf Vermählungen höherer Art ankam) nicht sonderlich Glück, denn die zweyte, Bertha, heyrathete den ersten Hofkapellan Engelbert.

Besonders streng war Carl gegen die gewöhnlichen Laster des Menschengeschlechts. Wenn er sie einmahl züchtigte, so züchtigte er sie hart. Er ließ z. B. demjenigen, der einem falschen Eid ablegte, oder sich zum Zeugen der unterdrückten Unschuld mißbrauchen ließ, die rechte Hand abhauen. Niemand durfte betrunken vor Gericht erscheinen, niemand in Friedenszeiten oder bey Volksversammlungen Waffen tragen; nur er allein machte eine Ausnahme, indem er nie ohne Schwerdt erschien. Gegen die Pracht der Kleider eiferte er und schränkte sie durch Gesetze ein; niemand durfte einen Oberrock tragen, der über zwanzig Schillinge; keiner sich in einen Pelz kleiden, der mehr als dreyssig Schillinge kostete. Die Gutsherren wurden angewiesen, ihre Armen zu ernähren, daher sah man nur wenig Bettler; keinem Reisenden durfte bey der höchsten Strafe Feuer, Wasser und ein Nachtlager versagt werden.

Da er selbst ein grosser Verehrer der Künste und Wissenschaften war, so wandt' er auch einen großen Theil seines Nachdenkens und seiner Zeit auf die bessere Einrichtung der Schulen. Er stiftete mehrere Bildungsanstalten nicht nur an seinem Hofe, sondern

auch in den Klöstern, ließ Rechen- und Schreibemeister aus Italien kommen und stellte Lehrer in der Arzneywissenschaft an. Lehrer, die sich dem Jugendunterricht mit Fleiß und Sorgfalt unterzogen, wurden von ihm hochbelohnt und vereinte sie zu einen schönen Ganzen durch eine gelehrte Gesellschaft, in der jeder von ihnen einen Nahmen aus dem Alterthum annahm. Er selbst befand sich darinnen und nannte sich, sobald von ihm als Mitglied die Rede war, David. Viel that er für die Gelehrsamkeit, denn er war der erste, der die alten teutschen Gedichte sammelte, welche man auf grosse Helden und Könige, als z. B. auf den Herrmann, Chlodowich u. s. w. gedichtet hatte; er schrieb sogar eine teutsche Sprachlehre, nach der in den Schulen gelehrt wurde und gab den Monaten, welche wie bey uns noch römische Benennungen hatten, teutsche Nahmen. Den Januar nannte er Wintermanoht; den Februar: Hornunc; den März: Lenzinmanoht; den Aprill: Ostermanoht; den Mäy: Winne- (oder Wonne-) Manoht; den Junius: Prachmanoht; den Julius: Hewimanoht; den August: Aranmanoht; den September: Wintumanoht; den October: Windummenmanoht; den November: Herbistmanoht; und den December: Helmanoht.

Seht, lieben Kinder! so sehr zeichnete sich dieser in jedem Betracht vortrefliche Mann vor allen Königen und Nationen seiner Zeit aus. Ich glaube euch keine lange Weile zu machen, wenn ich jetzt noch ein paar Worte über sein häußliches Leben und seine äußere Gestallt hinzu füge:

Alle. O! gewiß nicht! gewiß nicht!

Pastor. Nun wohlan! so hört! Mann nannte Carln: Den Grossen in Rücksicht seines Geistes. Aber er war auch an Cörper grösser, als alle seine Zeitgenossen. Sein Kopf war mehr rund als länglich. Sein Auge blitzte wie Feuer, ein blendendweißes Fleisch deckte sein Gesicht und das Kinn vorlohr sich in einen kurzen abgestutzten Barth. Eben so regelmässig, wie seine etwas gekrümmte Nase, hatte die Natur seine übrigen Glieder geformt; in seiner Miene selbst thronte ein Grad von Freundlichkeit und Sanftmuth, der jeden auf den ersten Blick für ihn einnahm. Aus allen Bewegungen des Cörpers leuchtete die vollkommenste Gesundheit hervor, die er durch öfteres Reiten, Jagen und Baden zu erhalten wußte. Seine Kleidung war nicht kostbahr. Er trug gewöhnlich einen kurzen, nach teutscher Form zugestutzten, Rock und über dem Rocke einen blauen Mantel. Auf seinem Schwerdte blitzte Gold und Silber, eines andern, reich mit Diamanten besetzt, pflegt' er sich blos an Fest- und Audienz-Tagen zu bedienen. Bey der Tafel hörte er sehr gern Musik — nicht selten ließ er sich auch etwas vorlesen. Während des Ankleidens statteten ihm die Räthe Bericht ab, oder empfingen Befehle. Seine Sprache war ohne Zwang und natürlich — er sprach schnell, aber sehr vernehmlich. Sein Charakter war von Grund aus gut, er war freygebig, gerecht, voll Muth und Scharfsinn, nur das Einzige wollen seine Lebensbeschreiber nicht an ihm loben — daß er nämlich zu ehrgeitzig und ruhmsüchtig gewesen sey. Das schöne Geschlecht liebt' er wie sich selbst. Dieß bewieß

er gegen eine seiner Beyschläferinnen, die Fastrada, die ihn nach Belieben um den Finger wickeln konnte.

Als Carl eine Abnahme seiner Kräfte fühlte, theilte er das Reich im Jahr 806 unter seine drey Söhne, Carl, Pipin und Ludwig, die er mit seiner Gemahlinn Hildegard, einer ädlen Schwäbinn gezeugt hatte. Pipin (der einen Sohn, Nahmens Bernhard hinterließ) und Carl starben jedoch noch vor dem Vater im Jahr 810 und 811. Auf diese Art erhielt Ludwig, der einzig übrig gebliebene, alle Länder zusammen und sein Enkel Bernhard das Königreich Italien.

Mit ihm (sein Tod erfolgte in seiner Residenz Aachen im Jahre 814, indem er 47 Jahre als König und 14 Jahre als Kayser regiert hatte) starb der Ruhm des fränkischen Reiches. Um ihn trauerten seine Länder, Frankreich, Teutschland, Hungarn, die Niederlande, Barzellona in Spanien und das feste Land in Italien — denn einen Fürsten der Art erhielten sie niemahls wieder.

Als er todt war, unterzog sich Ludwig, bisheriger König von Aquitanien, der Regierung; aber wie ganz anders war dieser Sohn beschaffen gegen den mit so herrlichen Eigenschaften ausgestatteten Vater. Man kann Ludewig Freygebigkeit, Güte des Herzens, und Kenntnisse aller Art zwar nicht absprechen, aber an Grösse des Geistes, an Scharfblick und Thätigkeit kam er seinem Vater nie — nie bey. Seine Erziehung trug davon die meiste Schuld. Carl hatte ihn, da seine Brüder Pipin und Carl noch lebten, lediglich für den geistlichen Stand bestimmt. Ludwig empfand

da=

dafür Neigung und gefiel sich nicht besser, als wenn er gleich den Mönchen, eine Heiligenlegende lesen oder die Psalmen singen konnte. Schon dadurch wurde sein Geist auf eine unverantwortliche Art verschoben, denn nicht zu gedenken, daß er aus den Biographien (Lebensbeschreibungen) der Heiligen keine Menschenkentniß sammeln konnte, so fand er auch in der Folge an weltlichen Geschäften nicht den mindesten Geschmack. Seine Liebe zu jenem Zeitvertreibe ging so weit, daß er die Schriften der alten Griechen und Römer schon deswegen förmlich haßte, weil sie Heiden geschrieben hatten. Da er nun die größte Hälfte des Tages mit geistlichen Uebungen ausfüllte, so war es ganz natürlich, daß seine Räthe und Minister unterdessen thaten, was ihnen beliebte.

Die erste Schwäche, die Ludwig begieng, war ein Staatsfehler. Ihn drückten nämlich die Sorgen der Regierung bald so heftig, daß er sich entschloß, die Monarchie unter seine drey Söhne, Pipin, Ludwig und Lothar, welche ihm seine Gemahlinn Irmengard gebohren hatte, zu theilen. Er nahm diese Theilung auf dem Reichstag zu Aachen im Jahr 817 mit grosser Feyerlichkeit vor und gab Pipinen Aquitanien, Ludwig (dem nachher so genannten Teutschen) Bayern, den Lothar hingegen ernannt' er zum Mitkayser.

Gegen diese Theilung eiferte Niemand heftiger, als der König von Italien, Bernhard, Carls des Grossen Enkel, indem er sich einbildete, daß er dabey viel zu kurz gekommen sey. Er empörte sich gegen den Kayser, wahrscheinlich aber mehr in der Absicht,

um sich von der fränkischen Monarchie unabhängig zu machen. Jedoch sein wohlangelegter Plan mißglückte, denn Ludwig rückte mit einem grossen Heere gegen ihn aus, bekam ihn gefangen und — verurtheilte den Unglücklichen zum Tode. Die Grossen des Reichs hielten diese Strafe für zu grausam, sie suchten mithin Ludwig dahin zu bewegen, daß er dem Verbrecher die Augen ausstechen ließ. Drey Tage darauf starb er. Kaum war die That geschehen, als Ludwigs Frömmigkeit erwachte. Er klagte sich der Grausamkeit öffentlich an und bat die Bischöffe, ihn zur Busse zu lassen. Diese Herren wußten die Reue eines so schwachen Mannes herrlich zu benutzen und bedachten ihre Abteyen und Klöster, die Ludewig bey der Gelegenheit mit freygebigen Händen beschenkte, treflich genug.

Ludwig würde ohnfehlbahr manchen Verdrießlichkeiten entgangen seyn, wenn seine Gemahlinn Irmengard, eine sehr kluge und vernünftige Frau, am Leben geblieben wäre, zum größten Unglück aber starb sie schon ein Jahr nach der Theilung (818). Der Tod dieses Weibes, das Ludwig, trotz seiner Neigung zum unabläßlichen Beten und Singen, zärtlich geliebt hatte, brachte ihn auf den Gedanken, der Regierung auf immer zu entsagen und in ein Kloster zu wandern. Aber im Rathschluß des Himmels war es anders beschlossen. Seine Minister, denen das jetzige Regiment gefiel, weil sie machen konnten, was ihnen beliebte, suchten ihm diesen Gedanken auszureden und beschwatzten ihn sogar zu einer zweyten Heyrath, die aber vollends sein Unglück gebahr.

Perls. Es war gewiß nicht viel zur Braut?

Pastor. Es scheint so — Jutta (oder Judith) so hieß sie, war aus einem ädlen bayerischen Geschlechte; ihr Vater nannte sich Welf. Man hielt sie allgemein für das schönste Mädchen ihres Zeitalters — es konnte also nicht fehlen, Ludwig mußte sie, troz seines unsträflichen Wandels lieben, und — heyrathen. Jutta war so schön, als listig. Kaum hieß sie Ludwigs Gemahlin, als sie sich auch nach allen Kräften bestrebte, über ihren Gatten die Oberhand zu gewinnen. Dies mislang auch um so weniger, da Ludwig ein schwaches Werkzeug war. Sie bewies das noch deutlicher, als sie im Jahr 823. einen Sohn gebahr und für denselben ein eigenes Reich zu besitzen wünschte. Sie trug Ludwig ihre Wünsche vor und bedrohete ihn mit dem Verlust ihrer Liebe, wenn er sich nicht nach ihren Forderungen bequemen würde. Dieser berechnete, so gern er auch seiner Gemahlinn Bitten zu erfüllen gedachte, dennoch die Unmöglichkeit einer neuen Theilung, da die erstere nur vor zwey Jahren erst vor sich gegangen war. Um sich indessen aus aller Verlegenheit zu ziehen, überredete er seinen ältesten Sohn Lothar durch mancherley nichtige Vorspiegelungen, daß er auf dem Reichstage, den er deshalb vorzuschlagen hoffte, seiner Meynung wegen einer neuen Theilung, worinnen sein Stiefbruder Carl Allemannien, Rhätien und einen Theil von Burgund erhalten sollte, kräftig zu unterstützen. Lothar willigte Anfangs auch wirklich ein — doch seine Räthe stellten ihm die Sache in einem fremden Lichte dar, schilderten seine Stiefmutter mit den häßlichsten Farben ab und brachten ihn auf andere Ge

danken. Lothar, der durch diese Ohrenbläsereyen aufgebracht, schnurstracks gegen seines Vaters Absichten zu handeln gelobte, verband sich mit seinen Brüdern, Pipin und Ludwig, welche jeder Veränderung feyerligst widersprachen.

Ludwig wunderte sich sehr über den Starrsinn seiner Söhne und beschloß, Juttas Gerechtsame zu beschützen. Das Wagestück war groß, indem ihm niemand beystand, der einzige Herzog Bernhard von Septimanien im südlichen Frankreich, der, wie man argwöhnte, mit der schönen Jutta in zärtlichen Verhältnissen lebte und mit ihr Carl den Kahlen gezeugt haben sollte, unterstützte ihn. Doch hatte der gute Mann zu wenig Menschenkenntniß, um die weit stärkere Gegenparthey mit Nachdruck zu behandeln. Er glaubte seinen Entzweck durch Ungestüm und herrisches Wesen zu erreichen und verdarb auf diese Art alles. Jetzt erklärte sich (im Jahr 830) Pipin der Herrscher von Aqvitanien gegen seine Stiefmutter und den Herzog öffentlich, er brachte Gründe und Beweise dar, die Juttas unlautere Absichten in klares Licht setzten und welche die Aufmerksamkeit der Großen so fesselte, daß sie alle auf Pipins Parthey traten. Schon jetzt wäre Ludwig der Fromme (so nannten ihn seine Zeitgenossen) des Thrones verlustig erklärt worden, wenn ihm nicht noch immer der beste von seinen Söhnen, Ludwig, das Wort geredet hätte. Am Ende des Streites verdammte man Juttas Anhänger und Günstlinge, so wie sie selbst, zum Kloster, mit der Bedeutung, daß sie auch ihren Gemahl dazu bereden möchte.

An Ludwigs Hofe hielt sich ein Mönch, Nah-

mens Gundobald auf, den das unglückliche Schicksal des Kaysers so sehr rührte, daß er Pipin und Ludwig durch Vorstellungen aller Art so weit brachte, daß sie sich ihres Vaters gegen den grausamen Lothar, der ihn auf eine unmenschliche Weise zu verfolgen suchte, annähmen. Ihre Herzen wurden erweicht — mehrere Großen sogar schienen das tiefe Unrecht einzusehen, welches man gegen den Kayser begangen hatte. Auf dem Reichstage zu Nimwegen (in Geldern an der Wahl) kam die Sache zur Sprache. Ludwig sprach laut, und kräftig gegen seinen Bruder Lothar und gewann alle Stimme für den Vater. Die Gegner desselben mußten nun ins Kloster, Jutta kam zu ihrem Gemahl zurück und Lothar verlohr seinen Antheil an der Kayserwürde; doch blieb er König von Italien.

Hans. Nun will ich doch hoffen, daß Jutta ruhig blieb?

Pastor. Keinesweges! Sobald sie wieder in ihre alten Rechte eingetreten war, arbeitete sie heimlich an der Ausführung ihres Plans, ihrem Sohne Carl (den man den Kahlen zu nennen pflegte) ein eigenes Reich zu verschaffen. Zugleich bewarben sich Pipin und Ludwig um die ihrem Bruder Lothar entrissenen Vorrechte. Der Jutta konnte nichts erwünschter kommen. Sie hielt Aquitanien für ihren Sohn Carl bequem genug und beschuldigte Pipinen, dem es gehörte, des Ungehorsams, um es diesem zu entreissen. Das nahm Pipin ziemlich übel auf; er verband sich mit seinem Bruder Ludwig; beyde Theile rückten im Jahr 833 mit grosser Heereskraft gegen den Kayser an. Als

sie in der Nähe von Colmar (im Oberelsaß) standen, kam der Papst von Rom, Gregor IV. ins kayserliche Lager, und sprach mit Ludwig dem Frommen sehr angelegendlich. Er blieb drey Tage im Lager und da er sich am Ende wieder hinweg begab, begleitete ihn aus Achtung und zur Sicherheit ein grosser Theil des Heeres, dessen Abwesenheit des Kaysers Armee allerdings sehr schwächte. Dieß schienen seine Söhne benutzen zu wollen — schon trafen sie Maasregeln, das kleine, geschwächte Häuflein (welches ohnfehlbahr aus Sachsen bestand, die sehr treu an ihrem Oberherrn hiengen, weil er sie mild behandelte) zu überfallen und es über die Klinge springen zu lassen. Ludwig hörte diese Schreckenspost und machte sich ein Gewissen daraus, ein so treues Heer auf ein unsicheres Spiel zu setzen. Was that er? — Mit Thränen nahm er Abschied von den Seinigen und lieferte sich gefangen in seiner Söhne Hände.

Siegismund. Wahrhaftig! der arme Mann fängt mich an zu dauern.

Pastor. Gewiß — er war des Mitleids werth.

Marx. Was thaten denn nun seine Söhne?

Pastor. Sie sperrten ihn in das Kloster zu Soissons; ein gleiches Loos traf Jutta'n und ihren Sohn Carl zum zweytenmal. Um den Kayser noch tiefer zu demüthigen, zwangen ihn die Mönche auf Lothars Veranlassung, der nun aufs neue nach der Kayserwürde strebte, in der Marienkirche zu Soissons auf einer härnernen Matratze Kirchenbusse zu thun. Er bekannte darinnen, daß er durch seine nachlässige Regie-

rung den Himmel erzürnt, der Kirche Aergerniß gegeben und der Nation Unrecht gethan habe. Dann entriß man ihm sein Schwerd und seine übrigen Ehrenzeichen und schleppte ihn ins Kloster zurück.

Horst. Aber sagen Sie mir doch, lieber Herr Pastor! wessen beschuldigte man denn den armen Kayser? Es mußte doch eine Ursache vorhanden seyn, warum . . . .

Pastor. Wenigstens ersann man eine. Die Hauptanklage betraf die grausame Behandlung, die er sich gegen den König von Italien Bernhard erlaubt hatte, und welche man ihm aufs neue vorwarf. Ferner meynte man, daß er die beschworne Theilung ohne Nutzen abgeändert, unzählige und unnöthige Eidschwüre veranlaßt, Geistliche ungerecht bestraft und besonders einen Krieg gegen seine Kinder geführt habe. — Alle diese Beschuldigungen hatten einen nur scheinbahren Grund, die meisten waren übertrieben. Die Absicht jedoch, warum man sich solche Klagen erlaubte, lag klar genug vor Augen. Man suchte den unglücklichen Kayser öffentlich zu züchtigen, um ihn durch eine solche Busse der Regierung für unfähig zu erklären. Die Kabale war listig genug angesponnen, aber sie glückte nicht. Denn kaum war jene empörende Handlung vorbey, als mehrere Grossen des Reichs und selbst Ludwig von Bayern, des Frommen jüngster Sohn, die Grausamkeit einer solchen Kirchenbusse laut tadelten. Niemand war der Stifter dieser gräßlichen Begebenheit, als Lothar. Um ihn zu züchtigen, ergriff Ludwig die Waffen und gab im Jahr 834 seinem verlassenen und im Kloster schmachtenden Vater alle

flüchtete. Herzog Adelbert von Austrasien kommandirte einen Theil dieser Armee — aus Leichtsinn vernachlässigte dieser sein Commando. Ludwig merkte dieß, überfiel ihn, schlug das Heer, verband sich mit Carl dem Kahlen und erwartete Lothar ganz ruhig. Dieser hatte unterdessen mit dem neuen König in Aquitanien Pipin, ein Bündniß geschlossen und zog mit dem Kerne seiner Mannschaft gegen die beyden verbündeten Brüder. Bey Fontenä (in Auxerre) kam es zu einer sehr blutigen Schlacht, worinnen Lothar mit seinem Vetter Pipin gänzlich aufs Haupt geschlagen wurde. Lothar flüchtete sich nach Aachen und bot von hieraus die Hand zu einem Vergleiche, der auch zu Verdün (Werdeng) im August des Jahrs 843 zur Richtigkeit kam.

Müller. Was hatte denn dieser Vergleich zur Absicht?

Pastor. Eine neue Theilung. Lothar erhielt ausser der Kayserwürde und Italien alles Land zwischen den Alpen, dem Rhein, der Sorne, der Rhonne und dem Mittelmeere, folglich Lothringen, Elsaß, überhaupt den östlichen Strich von Frankreich, den westlichen der Schweitz und die Niederlande. Ludwig erhielt das auf der rechten Rheinseite liegende Teutschland, nebst dem Wormsfelde und dem Speyergau auf der linken Rheinseite, die ihm nicht allein wegen des vorzüglichen Weinbaues, sondern auch als Bezirke, die zum Sprengel des Erzbischofs von Maynz gehörten und wegen der Rheinpässe, zugesprochen wurden. Carln den Kahlen fiel alles zu, was Lothar jenseits des Rheins und der Maas

nicht besaß. Seit diesem Vertrage blieb Teutschland ein abgesondertes Reich, welches die Geschichte bisweilen zum Unterschied von Westfranken, welches das eigentliche Frankreich war, Ostfranken nannte.

Durch die mancherley Züchtigungen, die Lothar erhalten hatte, war er endlich so gedemüthiget worden, daß er die Erweiterungen seines Reichs ganz aufgab, und vielmehr auf die Erhaltung der innern Ruhe desselben bedacht war. Er trieb vor allen Dingen die Normänner zurück, welche die mitternächtlichen Grenzen der Monarchie beunruhigten, trotz dem, daß er selbst in Aachen wohnte. Denn sie eroberten Dorstadt, verbrannten ein Kloster in Gent und plünderten die ganze Küste. Lothar gieng endlich nach dem Beyspiele seines frommen Vaters im Jahr 855 ins Kloster, wo er bald darauf starb.

Da er drey Söhne, Lothar, Carl und Ludwig hinterließ, so theilten sich diese ins Reich. Ludwig ward Kayser und König von Italien, Carl bekam die Provence mit einem angrenzenden Bezirk und Lothar II. die übrigen Besitzungen des Kaysers auf der linken Rheinseite, welches nach seinem Nahmen Lothringen genannt wurde. Carl regierte die Provence nur sieben Jahre; er starb 863 unvermählt und hinterließ seinen Brüden den Staat, so, daß Ludwig den südlichen und Lothar den nördlichen Theil bekam.

Lothars des II Regierung hatte auch keinen Bestand, denn er war ein äuserst schwacher Mensch, der oft nicht wußte, was er that. Einen Beweiß

legt' er gegen seinen Oheim, Carl den Kahlen, ab. Diesen haßte er auf das heftigste und schickte ihm doch auch Hülfstruppen gegen die Normänner. Ludwig dem Teutschen versagte er die verlangte Hülfe gegen die Slaven und auf der andern Seite trat er ihm den Elsaß ab. Er verstieß seine Gemahlinn Thietberga und vermählte sich mit einer Beyschläferinn, Waldrada, mit der er den Hugo, Herzog von Elsas zeugte. Er starb endlich im Jahr 869 auf einer Reise an Erkältung.

Nach dem Frieden zu Verdün, dachte Ludwig der Teutsche auf die Wiederherstellung der Ruhe in seinen Staaten. Besonders verwieß er die Normänner, die ihm viel zu schaffen machten, zum Gehorsam. Diese unruhigen Köpfe schlossen zwar im Jahr 873 mit den Teutschen einen Frieden, in dem der freye Handel zwischen beiden Reichen festgesetzt ward; aber kurz darauf fielen sie aufs neue in Friesland ein, wo sie im Jahr 876 mit Verlust aller gemachten Beute geschlagen wurden. Eben so blutige Kriege führte Ludwig mit der wendischen Nation, den Obotriten, mit den Sorben, Dalmatiern, Böhmen und andern slavischen Völkerstämmen. Endlich unterjochte er auch die Mährer, denen er einen Herzog gab.

Die Könige von Teutschland und Frankreich hatten sich mehrmahls Friede und Freundschaft unter einander angelobt, dennoch brach Ludwig der Teutsche diesen Bund und fiel in Frankreich ein, machte grosse Eroberungen und zwang seinen Bruder Carl den Kahlen zur Flucht. Diesen Sieg verstand er leider nicht zu schätzen, sonst hätt' er sich das ganze Reich

unterwerfen können. Carl benutzte seinen Leichtsinn, raste ein Heer zusammen und zwang seinen Bruder in Coblenz zum Frieden, wo er ihn aufs neue Frankreich zu lassen sich anheischig machen mußte. Nach Lothars II. Tode bemächtigte sich Carl (im J. 869) des Lothringeschen Reichs und ließ sich zu Metz krönen. Ludwig, eifersüchtig auf die Grösse seines Brudes, wollte dieß nicht dulden, er brachte die Lothringer auf seine Seite und nöthigte den neuen König, dieß Land mit ihm zu theilen. Dieß geschah 870. Ludwig erhielt in der Theilung ein Sück von Friesland, die Städe Basel, Strasburg, Metz, Cölln, Trier, Aachen, Utrecht mit dem umliegenden Lande und die Stände bestätigten diesen Vertrag, da hingegen Kayser Ludwig, Lothars II. Bruder, alles geschehen lassen mußte, weil er zu wenig Kraft hatte, um sich dieser ungerechten Theilung, die eigentlich ihm zukam, zu widersetzen. Daß er in der Folge (872) einen Theil Lothringens wieder erhielt, hatte er blos der Freygebigkeit seines Vetters, des teutschen Ludwigs, zu danken!

Im Jahr 875 starb Ludwig II. Carl der Kahle, so wie Ludwig der Teutsche rangen nach dem Besitz des reichen Erbes. Der letztere hoffte dasselbe seinem Sohne Carlmann aufzuspahren und schickte ihn deshalb nach Rom, um sich von dem Papste krönen zu lassen. Doch der Kahle war geschwinder als er. Er kam eher noch Rom und ließ sich vom Pabst Johann VIII. zum Kayser und König von Italien krönen.

Ludwig der Teutsche starb 876. Er hinterließ drey Söhne, Carlmann, Ludwig und Carl

Man trug also die Regierung Carl dem Dicken, dem noch einzigen Sohn Ludwig des Teutschen, an, indem seine Brüder Carlmann und Ludwig im Jahr 882 ohne rechtmäßige Söhne verstorben waren.

Auf diese Art ward Carl der Dicke, römischer Kayser und König von Italien. Zwey Jahr später fiel ihm alles zu, was sein Bruder Ludwig besessen hatte. Kurz darauf, als des Stammlers Söhne aus der Welt giengen, unterwarfen sich (wie wir gehört haben) die Franzosen seinem Szepter freywillig. Selbst der Sohn des Herzog Boso von der Lombardey erkannt' ihn für seinen Oberherrn. Er genoß mithin das unverdiente Glück, die ganze Monarchie seines Großvaters Carl des Großen aufs neue zu vereinigen.

Perls. Warum nennen Sie denn sein Glück unverdient?

Pastor. Carl der Dicke, muß er wissen, lieber Meister Perls! hatte nicht die geringste Fähigkeit, einen König, noch weniger aber einen Kayser vorzustellen. Er war träge, muthlos und unbeständig. Seine Minister, die ihn denn öfters misbrauchten, nahmen statt seiner den Zügel der Regierung in die Hand. Besonders wußte sich der Bischof Luitward von Vercelli sein unbegrenztes Zutrauen zu verschaffen. Seine Schwäche gab dem Papste Johann dem VIII. die völlige Oberhand über ihn, denn dieser drohete ihm mit dem Banne, als er die Kostbahrkeiten, welche er dem Kloster Brixen geraubt hatte, nicht gleich auf seinen Befehl ausliefern wollte. Seinetwegen konnten die Araber ganz gemächlich in Italien einfallen,

einfallen; ihm war es gleich. Dies merkten sich die unruhigen Normänner, sie verbrannten Trier, besetzten mehrere Festungen, und verschanzten sich zu Haslow an der Maas. Die letztere Kühnheit weckte ihn endlich aus seiner Unthätigkeit. Er zog ihnen mit einem sehr ansehnlichen Heer entgegen, und umzingelte ihr Lager. Seine Soldaten stritten als sehr wackere Krieger und jagten die Normänner so in die Enge, daß sie schon alles für verlohren hielten; eines Schwerdtschlags hätt' er gleichsam nur noch bedurft, um sie auf immer zu bezwingen, aber Carls Einfalt ließ sich von dem Bischoff Luitward, der, wie man sagt, von den Normännern bestochen worden sey, bereden, einen noch überdies für ihn sehr schimpflichen Frieden zu schließen, vermöge dessen er ihnen ein Stück von Frießland und eine ansehnliche Geldsumme zahlte. Dagegen ward der normännische König Gottfried sein Lehnsmann und ein Christ. Hierdurch wurden die Teutschen so auf ihn erbittert, daß sie auf Mittel dachten, sich seiner so bald als möglich zu entledigen. Hauptsächlich tadelten sie seine Schwachheit gegen den Bischof Luitward, der ungescheut mit der Kayserinn, seiner Gemahlin, buhlte, ohne daß Carl ein Wort dazu sagte. Nur erst dann, als die Teutschen auf die Bestrafung eines solchen, öffentlich im Reiche verübten Verbrechens, wo es am wenigsten statt finden sollte, drangen, verwieß er seine Gemahlin in ein Kloster und Luitward vom Hofe. Rache brütend begab sich der beleidigte Höfling zum Herzog von Kärnthen, einem natürlichen Sohn des Kaysers Carlmann, Arnulf genannt, der seiner glücklichen Feldzüge wegen, die er ge-

gen die Normänner und Slaven unternommen hatte, von den Teutschen sehr geschätzt wurde.

Arnulf ließ sich leicht bewegen, mit einem ziemlichen Heer dem Kayser nach Ingelheim zu folgen, wo dieser seinen unehligen Sohn Bernhard zum Mitregenten erklären wollte. Als ihn Arnulf traf, kündigte er ihm ziemlich trotzig seinen Gehorsam auf und — die teutschen Großen thaten das Nämliche. Carl erschrack und war so betreten, daß er in den ersten Augenblicken kein Wort hervorbringen konnte. Seine Stummheit lößte sich inzwischen in Entsetzen auf, da man ihn zu Tribour im Hessendarmstädtschen in einer Versammlung der Regierung für unfähig erklärte und — Arnulf zum Nachfolger ernannte. Carl ging aus Verdruß in das Kloster Reichenau am Bodensee, wo er im Jahr 888 starb.

Arnulf erhielt die Königswürde und ward Beherrscher der Teutschen, doch mit Ausschließung mancher andern Länder, die zu der carolingischen Monarchie gehört hatten. In Frankreich erklärte sich der größte Theil der Nation für den eben so schönen als einsichtsvollen Grafen Odo von Paris und Orleans, und krönte ihn zu ihren König. In Italien machten sich zwey angesehene Fürsten, die Herzöge Berengar von Friaul und Wido von Spoletto, die Herrschaft streitig. In dem Theile von Burgund, der zwischen dem Berge Jura in der Schweitz und dem Scheldeflusse lag, warf sich Graf Rudolf zum Oberherrn auf. Die Teutschen und Lothringer aber fielen auf Arnulfs Seite.

Als dieser tapfre Mann seine Regierung antrat,

gaben ihm die teutschen Bischöffe eine Lehre, die, köstlicher als Gold, jedem Könige — überhaupt aber allen Regenten der Erde ohne Ausnahme — zu empfehlen ist. Sie sagten: „Ein König ist nicht durch den alleinigen Glanz seiner Würde, sondern nur dann groß, wenn er die Frömmigkeit, Demuth, Gerechtigkeit und Sanftmuth liebt, die Kirche schützt und ein Freund der Armen ist."

Arnulf begann, wie seine Vorgänger, sein Regiment mit Kriegen. Er trieb den burgundischen König Rudolf, der sein Reich auf die Kosten der Teutschen noch weiter auszubreiten suchte, in seine Gebirge zurück und schlug 9000 Normänner, nebst zweyen ihrer Könige auf einer Insel in der Dyle bey Löwen, so, daß sie es nie wieder wagten, in Teutschland einzudringen. Nicht so viel Glück hatte Arnulf gegen die Slaven. Den größten Fehler aber begieng er, daß er dem Fürsten Zuentobald von Mähren die Regierung Böhmens, das bis jetzt Herzöge gehabt hatte, mit großem Zutrauen übertrug. Dies erinnerte den stolzen Zuentobald an die Schönheit einer Unabhängigkeit, die ihn endlich so weit verleitete, daß er sich gegen Arnulf empörte. Arnulf schloß nun nothgedrungen mit den Hunnen, die aus Asien an die Ufer der Donau gekommen waren, ein Bündniß gegen die Mährer. Die Hunnen eroberten einen großen Theil von Mähren, und Zuentobald mußte, nebst den abgefallenen Böhmen, einen neuen Eid der Unterwürfigkeit schwören.

Perls. Wurde denn Arnulf auch Kayser?

Pastor. Ja! und zwar auf folgende Art: In Italien erhielt der schon vorhin erwähnte Herzog Wido

von Spoletto das Uebergewicht. Sein Gegner der Papst Formosus und Herzog Berengar von Friaul riefen, um das Ansehen desselben zu zertrümmern, den teutschen König Arnulf zu Hülfe. Hier bot sich ihm nun allerdings eine herrliche Gelegenheit dar, die Herrschaft des teutschen Reichs, welche unter Carl dem Dicken ihre Endschaft erreicht hatte, aufs neue wieder herzustellen. Er folgte daher im Jahr 894 dem Rufe des Papstes, und verbreitete Schrecken durch ganz Italien. Selbst Wido's Sohn Lambert (Wido starb während dieser Zeit) hielt es, um seinem Reiche nicht zu schaden, für das Beste, sich mit seinem Gegner Beringar zu versöhnen und mit ihm das Königreich zu theilen. Dabey kam freylich Arnulf zu kurz; er hatte viel gewinnen wollen und nun gieng er leer aus. Um sich für seinen Weg bezahlt zu machen, marschirte er grade auf Rom los, eroberte es troz der starken Besatzung, die darinnen lag, (woran er Anfangs selbst zweifelte) und ließ sich zum Kayser der Teutschen krönen.

Aus dem teutschen Reiche würde unter Arnulfs Regierung noch viel geworden seyn, wenn ihn nicht schon im Jahr 899 der Tod abgerufen hätte. Er hinterließ zwey Söhne Ludwig, und Zuentobald, von welchem der letztere aus einer Neben-Ehe erzeugt und König von Lothringen war. Als er starb, war sein zweyter, rechtmäßiger Sohn Ludwig nur erst sechs Jahr alt. Ohngeachtet er so jung war, wählten ihn dennoch im J. 900 die Stände, vermuthlich in der Absicht, während seiner Minderjährigkeit manches im teutschen Reiche vorzunehmen, was mit ihren Privatabsichten übereinstimmte. Zu Vormündern erwählte

man den Mainzer Erzbischof Hatto, (der sogleich nach der Wahl im Nahmen aller Großen an den römischen Papst schrieb, und ihn um Verzeihung bat, daß man ohne seine Einwilligung zur Wahl geschritten sey), und Otto, Herzog von Sachsen, der sich jedoch seines Alters wegen weniger um die Regierung bekümmerte.

Hatto regierte das Reich nach seiner Laune und dämpfte vor allen Dingen die Zwistigkeiten, die sich in Lothringen entsponnen hatten. Die Ursache davon war Herzog Zuentobald selbst. Mit seiner Regierung waren die Unterthanen höchst unzufrieden, da er Leute von niedriger Geburt und ohne Kenntnisse den Vornehmern vorzog, die Großen, welche ihre Würde mit Nachdruck und ohne zu fehlen, bekleideten, absetzte und sogar den Erzbischof von Trier Stockschläge geben ließ. Um einer solchen Regierung ein plötzliches Ende zu machen, riefen die Lothringer die Teutschen zu Hülfe und blieben mit diesem Reich in Verbindung, indessen Zuentobald in einer Schlacht gegen die Teutschen sein Leben verlohr.

Die Teutschen waren mit der Regierung Ludwig des Kindes eben so wenig zufrieden als mit seinen Vormündern, denn die Hessen, Franken und Hunnen verwüsteten das Reich, ohne daß sich Hatto denselben widersetzte. Er erwarb sich vollends den höchsten Grad der Verachtung, als er sich Dinge erlaubte, die mit der teutschen Redlichkeit in gar keinem Verhältniß standen. Man spottete fast allgemein über ihn und dichtete schändliche Lieder auf seinen Pupillen — ja es kam endlich so weit, daß kein Gesetz, keine gerichtlichen Entscheidungen mehr galten, weil man über die Befehle lachte, die Hatto im Nahmen eines Kindes gab. Alles

führte Krieg; hundert und aber hundert Partheyen erhoben sich; überall herrschte Mißgunst und Neid; keiner war mehr seines Eigenthums Herr. Gewiß — es würden am Ende daraus die fürchterlichsten innern Kriege entstanden seyn, wenn Ludwig nicht im Jahr 911 gestorben wäre. Mit ihm erlosch das Geschlecht Carls des Großen.

Wir haben nun, lieben Freunde! auch diesen dritten Zeitraum zurückgelegt und setzen uns, gleichsam wie Wanderer, die einen langen Weg zurückgelegt haben, auf einen Hügel nieder, um den gereißten Pfad noch einmahl gemächlich zu überschauen. Laßt uns, gleich jenen, sehen, was sich unter den Carolingischen Königen und Kaysern in Teutschland, sobald von seinen Sitten, Künsten und Wissenschaften die Rede ist, geändert und zugetragen hat?

Vor allen Dingen wollen wir ein paar Augenblicke bey den Königen und Großen dieses Reichs verweilen. Diese Könige reißten, (sobald es ihnen ernstlich um das Wohl ihrer Unterthanen zu thun war,) im Reiche herum, trafen gute Anstalten und hörten die Beschwerden der Unterthanen. Gewiß, Freunde! eine ädle Fürstentugend, die allen Großen der Erde anzuwünschen ist, sobald sie das Wohl ihrer Unterthanen am Herzen tragen wollen. Um jenes Geschäft ganz aufs klare zu bringen, wurden (unter Carl dem Großen und Ludwig I.) jährlich zween Reichstage gehalten, der eine im Frühjahr, der andere im Herbste, meistens zu Ingelheim, Worms, Aachen u. s. w. Diese Reichstäge traten an die Stelle der Märzfelder, oder

Versammlungen auf freyem Felde, die man im Monat März hielt. Auf dem ersten und wichtigsten fanden sich außer den Reichsbeamten und vornehmen Geistlichen auch die freyen Leute ein, die ohne gefragt zu werden, ihre bejahende oder verneinende Stimme durch lauten Zuruf zu geben das unbedingte Recht hatten. Diese freyen Männer machten den zahlreichsten und wichtigsten Theil des Volks aus. Die Grafen suchten sie zwar in der Folge zu unterdrücken, allein dies Wagstück gelang ihnen anfänglich um so weniger, da sie alle ihre Rechtshändel von den Schöppen (die aus freyen Leuten bestanden) beurtheilen und entscheiden lassen mußten. Dennoch erreichten sie späterhin einen Theil ihres beabsichtigten Zweckes, denn sie zwangen alle die, welche sie durch Geschenke nicht gewinnen konnten, Kriegsdienste zu nehmen — andere Freye wurden durch Bedrückungen, Unglücksfälle oder Verschwendung genöthiget, ihre Güter an die Grafen und andere Großen wohlfeil zu verkaufen. Einige von ihnen unterwarfen sich dem Dienste des Königes oder mächtiger geistlicher Herren, um auf immer ihren Unterhalt zu haben und erhielten den Nahmen Ministeriales. Wieder andere empfiengen einen lebenslänglichen Genuß liegender Güter durch die Lehen, worinnen man ihnen zugleich eine mächtige Schutzwehr gegen die Grafen darbot. Eigentlich dienten sie dem ganzen Reiche — doch nach und nach zogen sie sich zurück und dienten mehr ihren Lehnsherren als jenem. Wenn dieser nicht ins Feld zog, blieben auch sie zu Hause. Ja! die Liebe zur Ruhe gieng bey manchem so weit, daß er sich einen solchen Lehnsmann wählte, von dem er wußte, daß er nicht in den

Krieg zog. Nun gab es aber auch arme Freye, die statt des Kriegsstandes den Feldbau wählten.

Weit größer als die Macht der Grafen, war die der Bischöffe und Aebte, die besonders unter Ludwig dem Frommen zu einem hohen Grad von Ansehen empor kam. Dennoch waren sie bis auf diesen Zeitpunkt der Gewalt des Königes unterworfen. Sie bedienten sich bey ihren Zusammenkünften noch gewöhnlich der Formel: „Auf Befehl unsers Königs u. s. w. sind wir hier zusammen gekommen." Ihre Güter und Klöster wurden von den Schirmvoigten verwaltet und standen noch überdieß unter dem besondern Schutz des Monarchen, den sie Mundiburt nannten. Mund, (um euch das Wort zu erklären) hieß soviel als Schutz oder Fürsprache, und von diesem Ausdrucke kommt noch iezt das Wort Vormund her. Nach ihren Gesetzen war die Geistlichkeit von allen Kriegsdiensten frey — dies hielt sie jedoch nicht ab, die Waffen zu ergreifen, wenn Vaterlandsliebe oder Leidenschaft sie dazu aufforderten. Sonach wäre die Macht der Geistlichkeit immer erträglich genug gewesen. Allein in den letzten Jahren dieses Zeitraums wurden die Könige zu nachgiebig. So ertheilten sie dem Kirchenbann z. B. eine weit stärkere Gewalt, als er zur Zeit seines Ursprungs gehabt hatte und banden sich und ihren Nachkommen besonders, eine schmerzliche Ruthe.

Ich habe euch zwar schon in dem Leben Martin Luthers etwas über den Bann gesagt, doch nur oberflächlich. Ich halte mich deshalb befugt, hier noch das Hauptsächlichste hinzuzufügen.

Der Bann war eigentlich, dem Begriffe des Wortes zu Folge, eine Ausschließung von der Gemeinschaft mit den Christen, die sich sogar bis auf den Gottesdienst und den Genuß des heil. Abendmahls erstreckte. In den früheßten Zeiten der christlichen Kirche bediente man sich dieses Bannes nur bey solchen, die man grober Ausschweifungen, Widersetzlichkeit gegen die Diener der Kirche, der Ketzerey, oder der Abweichung in Glaubensartikeln beschuldigen konnte. Der Bann konnte dann nicht anders aufgelößt werden, als wenn sich der Gesündigte der härtesten Buße unterwarf, welche darinnen bestand, daß er in einem groben Rock gekleidet, mit nackten Füßen und entblößtem Haupte vor dem Haupt-Eingange einer Kirche hingestreckt lag und um Fürbitte und Erbarmung flehete. War ein Verbrecher unter dem Drucke des Bannes, so floh man ihn als einen Verpesteten, dessen Hauch und Berührung vergifte. Er war nicht blos auf Erden gestraft, sondern man glaubte fest, daß ihm die gräßlichsten, die unaussprechlichsten Martern und Quaalen selbst in ein anderes Leben folgten, sobald er außer dem Schooße drr Kirche stürbe. Mit dem Banne verbanden die Päpste das Interdict (von interdicere, untersagen.) Alle Kirchen waren hier geschlossen; Altar und Kreutz mit schwarzem Flor behangen, nur in der Stunde des Todes wurde es den Priestern erlaubt, bey dem Sterbenden die heiligen Gebräuche der Kirche zu verrichten. Wer sich solchen Aussprüchen des Bannes nicht unterwarf — gegen den empörte sich das ganze Volk; jedermann empfieng dann das Recht, ihn zu ermorden, ohne daß der Thäter vor Ge-

richt gezogen wurde. Daher kam es, daß selbst Kayser und Könige (wie wir in der Folge hören werden) sich diesem fürchterlichen Fluche unterwarfen. Die Bischöffe hielten auch jährlich sogenannte Sendgerichte in jeder Gegend ihres Sprengels. Es befanden sich dabey sieben rechtschaffene Männer, welche durch Eide bekräftigen mußten, daß die Beschuldigungen, mit denen sie die Verbrechen ihrer Nachbahren belegten, nicht erdichtet, sondern der Wahrheit gemäß seyen. Diejenigen nun, welche überführt wurden, mußten sich der Kirchenbusse unterwerfen.

Carl der Grosse hatte (wie ich euch bereits erzählt habe) vieles Gute in Absicht der Geistlichkeit gestiftet, aber seine Nachkommen änderten das Meiste ab, und so nahmen Mißbräuche aller Art über Hand. Carl hatte ausdrücklich gesagt, daß Mädchen vor dem zwölften Jahre durchaus nicht ins Kloster gehen; daß keine Glocken getauft und daß die Priester einen unsträflichen Lebenswandel führen sollten. Dieß alles hielt man nicht mehr so strenge, und was den unsträflichen Wandel der Geistlichkeit betraf, so war die wohl noch frech genug, zu behaupten, daß, ein Priester von verdorbenen Sitten weit eher mit Geduld zu ertragen sey, als zu züchtigen."

Perls. Sie erwähnten so eben die Taufe der Glocken — was stellen wir uns denn darunter vor?

Pastor. Bey den ältern Christen (und diese Gewohnheit hat sich noch bis jetzt bey den Catholicken erhalten) war die Glockentaufe eine gar heilige Handlung, welche aus derjenigen Meynung entstanden zu seyn scheint, daß die Glocke, (schon selbst an sich

ein erhabenes und ehrwürdiges Instrument) blos bey dem Gebrauch des Gottesdienstes statt findet. Man lud daher, wenn man sie taufte, wie bey jeder Kindertaufe, Pathen, welche der Handlung feyerlichst beywohnten. Die Glocke selbst bekam (da sie dem Worte nach weiblichen Geschlechts war) den Nahmen einer Heiligen. Da ich eure Frage erwartete, so hab' ich mit Bedacht einen solchen Glockenpathenbrief zu mir gesteckt. Bey diesen Worten rollte der Herr Pastor ein Papier aus einander und las:

Zu Klein-Vargula in Thüringen sollte im Jahr 1516 eine Glocke getauft werden; man sah sich also nach Gevattern um und schickte deshalb dem Stadtrath zu Tennstedt folgenden Gevatterbrief zu:

„Unsere freundliche Dienste zuvor! Ehrsame, weise Herren!"

„Wir seynd willens, wils Gott, vnsere Glocken uff den Sonntag Exaltationis Sanctae Crucis nechstkommenden, nach Ordnung der heiligen christl. Kirchen, zu weihen und teufen zu lassen: Ist vnsere gütliche Bitte, wollet auf vermeldete Zeit vmb Gottes willen bey uns, sammt andern guten Freunden erscheinen, vnd Groß Pathe mit seyn. Wollet das Lohn von dem Allmechtigen Gott vnd dem Patrono S. Sixto vnd der heil. Jungfrawen S. Iulianen nehmen. So wollen wirs willig gern verdienen. Datum den Sonntag nach Aegidii anno 1516."

„Curt vnd Claus Vitzthum von Eckstett, sammt den Altarleuten."

Als Bonifacius (der sogenannte päpstliche Apostel) unter den thüringischen Heiden erschien, wurde das Recht des römischen Stuhls (sowohl in Italien, als auch in Teutschland unter den Franken) schon um vieles erweitert. Man erlaubte sich gewisse Grundsätze, die das Ansehen der Geistlichkeit begründeten, z. E. daß kein Weltlicher einen Bischof verklagen dürfe; daß nur der Papst Bischöffe absetzen könne; daß dieser in allen Kirchensachen der höchste Richter und daß die geistliche Gewalt von der weltlichen ganz unabhängig sey. Um solchen Grundsätzen bey dem Volke Eingang und Glauben zu verschaffen, ersann man gewisse Verordnungen (Dekretalen genannt) deren Ursprung man aus den frühesten Zeiten der christlichen Kirche, von dem heiligen Petrus selbst abgefaßt, herleitete. Diese Dekretalen bestanden aus Briefen, die schon im Jahr 526. ein gewisser Dyonisius zusammengetragen hatte. Den allergröbsten Betrug aber erlaubte sich der Bischof Isidor von Sevilla, (oder wenigstens einer seiner Nachkommen) der in der Hälfte des siebenten Jahrhunderts lebte. Dieser sammelte Dekretalen, die nicht, wie jene ihren Anfang vom Jahr 385. sondern gar vom Jahr 93. nahmen. Der Hauptgrundsatz darinnen hieß: „Die hohe Geistlichkeit muß in Hinsicht ihres persönlichen Lebenswandels, von der weltlichen Obrigkeit zwar geduldet, aber durchaus nicht gerichtet werden, denn sie ist der Augapfel Gottes und der Papst Oberrichter von allen Königen und Fürsten, denn schon der Prophet Jeremias (Cap. 1. V. 10.) sagt: „Siehe! ich setze dich über die Völker und Königreiche, daß du

ausreissen sollst, zerbrechen, zerstöhren und verderben, und wieder bauen und pflanzen!" Wie lächerlich! Der Prophet Jeremias, hatte, troz seiner Weissagungsgabe, wohl kaum im Traume an den Papst in Rom gedacht, geschweige denn, daß er von ihm schreiben sollte.

Bey dem allen wuchs der Aberglaube, gleich einem Unkraute, mächtig empor. Man schrieb z. B. gewissen Leuten, die sich durch ihre Klugheit und Einsicht besonders auszeichneten, die Macht der Zaubercy zu und glaubte, daß sie Einfluß auf gutes und schlechtes Wetter *) hätten. Man stellte Wallfahrten in Klöster und Kapellen an, wo wunderthätige Marienbilder verehrt wurden und schrieb den in diesen Kapellen brennenden heiligen Wachskerzen eine wunderthätige Kraft zu. Dabey schleppten die armen Opfer des Aberglaubens, Geschenke aller Art in die Klöster und bereicherten damit die liebe — Geistlichkeit!

Der Ackerbau gedieh in diesem Zeitraume weit besser, denn schon Carl der Grosse war ein hoher Beförderer desselben. Man zog jezt sorgfältiger, als ehedem, allerley Obstarten, Gemüse, Kräuter, u. s. w. Carl nannte in seinen Verordnungen schon 72 unterschiedliche Gattungen der Gartengewächse, welche er zu pflanzen befahl. Zur Verbesserung des Feldbaues trug die Anlage neuer Städte, Klöster, Dörfer und Höfe sehr vieles bey, denn dadurch wurden die ungeheuern Waldungen verdünnt und Äcker gewonnen, die man bearbeiten konnte. Einen andern und eben so

*) Man nennte sie deswegen Wettermänner (lat: tempestiarii.)

wichtigen Nutzen gab die Verringerung der Wälder der Sicherheit, denn die darinnen vorhandenen Bären, Wölfe, Auerochsen und Elendthiere verliessen nun den zu luftigen Aufenthalt und wanden sich in nördlichere Gegenden, z. B. nach Pohlen. Alles das vermochte dennoch das kalte Clima in Teutschland noch nicht ganz zu verdrängen. Deshalb war auch der Mißwachs immer noch gewöhnlicher, als zu unsern Zeiten und die Folge davon nicht selten eine allgemeine Hungersnoth, wenn man besonders (wie sich das oft ereignete) zu wenig Vorräthe gesammelt hatte. In den zu grossen Wäldern fand man überdieß noch eine andere Unbequemlichkeit, die heftig und nachtheilig auf die Gesundheit wirkte; denn da in denselben viele stehende Sümpfe anzutreffen waren, so entsprangen daraus Krankheiten aller Art, welche unzähliche Menschen hinwegraften.

Die Ackergeschäfte wurden von den armen Freyen, Freygelassenen und Sclaven besorgt. Die leztern erhielten ihrer verschiedenen Verhältnisse wegen, in denen sie mit ihren Herren standen, auch verschiedene Nahmen. Einige hiessen Liden, andere Meyer, oder Bauern (Coloni) zwey oder dreytägige Knechte (denn sie waren gezwungen, die Woche wenigstens ein paarmahl zur Frohne zu ziehen) oder Zinsleute (die Güter besassen) von deren Früchten sie gewisse Zinsen abliefern mußten.

Sigismund. Ich habe sie, bester Herr Pastor! schon lange einmal fragen wollen, woher das Wort Sclav entstanden sey? Länger kann ich mit meiner

Frage nun nicht zurückhalten, zumal da Sie das Wort jetzt abermahls nannten.

Pastor. Und ich muß gestehen, daß Seine Frage hier grade am rechten Orte steht, mein lieber Meister Sigismund! Das Wort Sclav kommt von der Nation den Slaven her. Dieses Volk wurde seiner Halsstarrigkeit wegen von den Franken so sehr gehaßt, daß sie alle die, welche sie in den mit ihnen unaufhörlich geführten Kriegen überwanden, jederzeit zu Leibeigene oder Sclaven machten. Daher hieß ein Leibeigener — ein Slave, nach der Zeit ein Sclave. Die Slaven behaupteten unter allen teutschen Nationen am längsten ihre alten Sitten und Gebräuche, denn nur erst in der Mitte des neunten Jahrhunderts gelang es dem Cyrillus und Methodius sie zur christlichen Religion zu bekehren.

Der Ackerbau war, trotz der Hindernisse, mit welchen die Natur sich dagegen stämmte, dennoch sehr ergiebig. Dieß sieht man an der Wohlfeilheit des Getraides. Ein Scheffel Haber kostete unter Carls des Grossen Regierung nur einen Denar (nach unserm Gelde 1 Gr. 3 Pf.) ein Scheffel Gerste zwey, Roggen drey, Waizen vier; was aber das ädelmüthige Herz der Könige dieser Zeit hauptsächlich auszeichnete, war, daß sie das auf ihren Cammergüthern gebauete Getraide, zum Besten der Armen um die Hälfte wohlfeiler verkauften. Möchten ihnen doch darinnen alle Könige und Fürsten nachahmen.

Niklas. Jetzt hatten die Teutschen wahrscheinlich Geld?

Pastor. Ei wohl! denn es ward in verschiedenen Theilen des teutschen Reichs eine beträchtliche Menge Silber, Kupfer und Eisen und auch Geld gegraben, dennoch war das geschlagene Geld immer noch selten, weil die ädlen Metalle häufig zu den Kirchengefässen verbraucht wurden. Man bediente sich in jener Zeit eines ganz eigenen Münzfusses. Die Teutschen zählten nämlich nach Pfunden, Solidussen (oder Schillingen) und Denarien. Ein Pfund Silber enthält bekanntlich zwölf Unzen oder 24 Loth, ein solches Pfund trug 20 Solidus und ein Solidus 12 Denare.

Ausgebreitet und wichtig erschien der teutsche Handel. Dennoch beschäftigten sich mehr Juden als Christen damit, weil die letztern die vielen Zoll-Weg-Ufer- und Brücken-Gelder scheueten, da sogar von dem Holze, welches man auf der Mosel fortführte, ein Zehenter gegeben werden mußte. In Magdeburg, Erfurth, Regensburg bewahrte man grosse Niederlagen von friesischen Tüchern, Thierhaaren, Honig und Pelzwerk auf. Noch blieb aber der Verkauf der Waffen an Fremde wie ehemals, so auch jetzt, verboten. Der beträchtlichste Zweig der Handlung beruhete noch immer im Menschenhandel. Man raubte und führte sie den Mauren nach Spanien zu, auch nach Africa und Constantinopel, dahingegen brachten die Kaufleute aus Spanien, Italien, England und Asien Gewürze, Wein, Oehl, Leinewand, Seide, Purpur, feine Tücher und Stickereyen. Zur Bequemlichkeit der Reisenden und Kaufleute wurden auch hier und da Wirthshäuser und Heerbergen angelegt.

Sprechen wir jetzt auch ein paar Worte über den Nationalcharakter der Teutschen! Man findet in dem gegenwärtigen Zeitraum bey weitem nicht so viele Beyspiele von Treulosigkeit und Meineiden, als bey den eigenthümlichen Franken, von welchen Gallien erobert ward. Desto grösser war die Liebe zum unmässigen Trinken: die Monarchen mußten deswegen eigene Gesetze ergehen lassen, z. B. für die Richter, denen es streng untersagt ward, an Gerichtstagen Mahlzeiten zu halten, damit sie nüchtern bey Gericht erscheinen möchten. Ihre gewöhnlichen Getränke bestanden in Bier, Most, gekochtem Weine und Meth. Noch weit mannigfaltiger waren die Speisen. Man aß Wildpret, Schweine- und Rindfleisch, Ziegen, Tauben, Pfauen, Enten, Fische, Gänse, Gartengewächse aller Art, Honig, Eyer, Butter, Käse u. s. w. Noch ging man eben so fleissig, wie sonst, auf die Jagd, man belustigte sich mit Possenspielen und Schiessen nach entfernten Zielen, vermittelst eiserner Stoßvögel. Bey den Possenspielen besoldeten die Grossen Lustigmacher, oder Hofnarren, deren Carl der Grosse mehrere in seinem Gefolge gehabt haben soll. Ein gewisser **Philipp Muskes** sagt sogar, daß er die ganze Grafschaft Provence an seine Hofnarren habe verschenken wollen uud daher sey es gekommen, daß sich in der Folge in der Provence eine ganze Menge solcher lustiger Leute befunden hätte. Diese Menschen hatten zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Nahmen. Man nannte sie **Speyvögel**, **Freudenmacher**, **Pickelheringe**, **Schalksnarren** und **Possenreisser**.

Raub und Mord waren so allgemein, daß dagegen selbst auf den königlichen Gütern Tag und Nacht besondere Wachen gehalten werden mußten. Strafgesetze halfen hier wenig, denn der Verbrecher konnte seine That mit Gelde bezahlen; wußte man sich doch sogar von Fasten und Beten mit einer gewissen Summe loszukaufen. —

Der Putz der Vornehmen näherte sich der Verschwendung gar sehr. Die Männer trugen seidene Kleider, und Degen, Spohren, Gürtel von Gold und Silber, sie hatten silberne Trinkgeschirre, Löffel und Schüsseln. Die Frauenzimmer brüsteten sich in Kleidern mit Gold durchnähet, in goldenen Kopfbinden, und silbernen Armspangen, auch flochten sie Zierrathen in die Haare und an die Halsbänder wurden, vermittelst seidener Schnuren, halbe Monde und andere Figuren von Gold geknüpft.

Carl der Grosse und sein Enkel Ludwig der Teutsche gaben ihrer Nation viele schriftliche Gesetze, um das Land zu regieren, die Nachfolger derselben aber scheinen sich blos nach den von diesen Männern verfaßten gerichtet zu haben. Nach den Gesetzen war der König Oberrichter des ganzen Volks. An seinem Hofe, der wie ihr bereits wisset, Pfalz hieß, (von palatium, ein Pallast) befand sich ein Pfalzgraf, der nach ihm als die oberste Instanz in Rechtssachen zu entscheiden vermochte. War ihm die Sache zu schwürig, so trug er sie dem König vor. Die Könige blieben jedoch nicht in einer Pfalz. Sie hatten mehrere und wohnten bald da, bald dort. So hielt sich Carl der Grosse öfters in Aachen, in Ingelheim, in Worms u. s. w.

auf. — In dem Justizwesen sah man damahls weniger auf die in unsern heutigen Gerichtsbarkeiten gewöhnlichen Formalien, z. B. auf Brief und Siegel, Protocolle; aber vom Stempelpapiere wußte man vollends gar nichts. Man ließ sich lediglich auf Wort, Handschag und mündliches Zeugniß ein. Zu dem letztern bediente man sich auch der sogenannten Eideshelfer (Consacramentales) und der Ordalien (Gottesurtheile).

Perls. Wollten Sie uns diese Ausdrücke wohl erklären?

Pastor. Mit Vergnügen! Unter Eideshelfer verstand man rechtliche unbescholtene Männer, welche auf die Ehrlichkeit eines andern ein Zeugniß ablegten, oder, welche einen Eid schworen, daß der vor Gericht Berufene ein ehrlicher Mann sey. Diese Veranstaltung war von ungemeinem Nutzen, denn sie verhütete eine Menge Meineide, *) so lange sich nämlich ehrliche, brave Leute fanden. Allein in der Folge mißbrauchte man den Willen des Gesetzes, da Männer von schlechtem Charakter vor Gericht traten, die sich zu Eideshelfern erkaufen liessen.

Niklas. Nan? die Gottesurtheile?

Pastor. Nach unsern heutigen Begriffen von Religosität waren diese sonderbahr genug. Ihren Grund hatten sie auf Sand, d. h. auf den Aberglauben gebauet. Man glaubte nämlich mit grosser Zu-

*) Vor dem Meineyd (das schrecklichste was ich kenne) kann der Volkslehrer den Bürgers- und Bauers-Mann nicht genug warnen Eine gut geschriebene Abhandlung über den Misbrauch des Meyneides findet er in Steinbecks teutschem Patrioten, Februar 1802, S. 82.

versicht, daß sich Gott durch ein Wunder verherrlichen werde, wenn es dem Menschen nicht möglich sey, die Schuld oder Nichtschuld eines Beklagten ans Licht zu bringen. So ließ man zum Beyspiel einen solchen Unglücklichen den blossen Arm ins siedende Wasser tauchen, ihn durch einen Priester verhüllen und besiegeln und fand sich dann nach dreyen Tagen kein Brandmahl, so sprach man ihn von dem Verbrechen los. Oder man befahl ihm, ein glühendes Eisen in die Hand zu nehmen (in diesem Falle hieß das die Feuerprobe) oder man warf ihn gar ins Wasser; (Wasserprobe) tauchte er nun unter, so hielt man ihn des Verbrechens überwiesen. In noch andern Fällen mußten sich Kläger und Beklagte in Gegenwart des Gerichts und der Gemeinde schlagen. Wer nun den andern überwand, hieß — der Schuldlose. Ihr sehet von selbst das Ungereimte dieser Gottesurtheile. Es war thöricht, daß solche Menschen von den Gesetzen der Natur verlangten, das glühende Eisen solle nicht brennen und das siedende Wasser kein Brandmahl zurücklassen. Indessen wußte man sich späterhin schon zu helfen, indem man die Hände (eines etwa hohen) Beklagten, mit einer Salbe zu beschmieren verstand, die die Macht des Feuers ein paar Minuten lang abhielt.

Die kriegerische Denkungsart der Teutschen dauerte noch immer fort. Diese Neigung zu nähren, baueten die Grossen feste Burgen und Schlösser, von wo aus sie die reisenden Kaufleute nicht selten überfielen und beraubten. Man nannte solche Schloßbewohner Wegelagerer oder Raubgrafen. Noch jetzt findet man in Thüringen Ueberreste solcher Raubschlösser,

als z. B. das Schloß Kiffhausen, (Kiffhäuser) welches in der Folge Rudolf der Habsburger zerstöhren ließ. Rechte und Ansprüche wurden oft durch kleine Kriege ausgeführt. Daraus entstand das sogenannte Kolben- oder Faustrecht.

Wecker. Richtig! Davon hat mir mein Großvater immer viel erzählt.

Pastor. So? desto besser! So kann er seinen Freunden sagen, worinnen es eigentlich bestand?

Wecker. O! ja! so gut ich's gemerkt habe. — Das Faustrecht (welches man auch Fehden *), Befehdungen nannte) war üblich, wenn zwey Herren oder Edelleute einen Streit zusammenhatten; sie kündigten sich den Krieg an, und statt ihre Sache vor Gericht auszumachen, entschied die Stärke des Schwerdts.

Pastor. Recht brav! Sein Gedächtniß ist gut, Meister Wecker! Dieses Faust- und Kolbenrecht ward jedoch durch den Landfrieden vom Jahr 1496 bey Drohung der Reichs-Acht und als dieß Verbot noch nicht fruchtete, zu Augsburg 1548 durch einen Reichs-Abschied nochmals streng untersagt. Die schriftlichen Erklärungen, die man, vor Beginnung einer solchen Fehde, dem andern zuschickte und welche gemeiniglich von den Mönchen abgefaßt wurden, hiessen Fehdebriefe.

Säuberlich. Um die Wissenschaften sah es in Teutschland jetzt wohl nicht viel besser aus, als sonst?

---

*) Daher heißt es in dem alten Kirchenliede: „Allein Gott in der Höh sey Ehr: Alle Fehd' hat nun ein Ende!"

Pastor. Fast! — ja! die Geschichte belehrt uns, daß die Nachkommen Carls die Neigung zu den Wissenschaften, die unter ihres Ahnherrn Regierung so schön blüheten, ganz einschläfern liessen. Unter allen verehrte man die Dichtkunst noch am meisten. Die Barden und Minnesänger (die mit ihren Harfen auf stattlichen Gelagen und Hochzeiten erschienen) dichteten Minnelieder *), Lobgesänge auf die Gottheit und Lieder auf den Teufel. Weniger gedeihete die Musik, denn die Stimme der Teutschen war zu unbiegsam und rauh, um die Töne für das Ohr angenehm zu machen **), auch die Arzneykunst fand weit weniger Beförderer unter den Teutschen als unter den Arabern und Juden, welche sich mit Sorgfalt damit beschäftigten. Mathematik, Erdkenntniß, und Naturlehre kannte man kaum dem Nahmen nach. In eben so traurigem Zustande befand sich die Beredsamkeit. Beweißgründe in der Gottesgelahrheit führten die Geistlichen nicht aus der heiligen Schrift sondern aus den Kirchenvätern, sie sprachen und schrieben schlechtes Latein, aber wenig Teutsch. Wie noch immer sehr unvollkommen unsere Muttersprache gewesen seyn müsse, erhellet aus der Uebersetzung der vier Evangelien von einem Mönch des Klosters Weissenburg, Ottfried genannt, von dem man sagt, daß er oft in Verlegenheit gewesen sey, alle teutsche Buchstaben mit Schrift auszudrücken. Daher

*) Minne heißt Liebe.

**) Orgeln verschrieb man aus Teutschland nach Italien — ein Beweiß, daß, trotz der Anlage dieser Nation zur Musik, dieß Instrument früher in Teutschland bekannt war. Es kam von Griechenland über Frankreich dahin.

nahm er das y zuerst aus dem Grichischen, (y). Die berühmtesten teutschen Schulen waren die zu St. Gallen, Corvey und Fulda.

Doch — gleich den Wanderern, Freunde! die sich auf dem Hügel niederliessen, um den zurückgelegten Pfad noch einmahl zu überschauen, und nach einer kurzen Rast aufs neue sich erheben, um ihre Reise fortzusetzen, gehen auch wir nun in der Geschichte der Teutschen und zwar zum vierten Zeitraum fort, wo wir Teutschland unter sächsischen Königen und Kaysern (von 911 bis 1024) sehen.

Als die Sachsen, vermittelst des Selzer Friedensschlusses 803 sich mit den Franken in eine Monarchie vereinigten, so bedungen sie ausdrücklich, daß ihnen, sollten sie sich anders nach den fränkischen Gesetzen bequemen, die Erlaubniß, einen aus ihrer Mitte für den Thron zu wählen, im Fall kein thronfähiger Erbe von dem fränkischen Stamme gegenwärtig sey, vergönnt werden müsse. Dieser Fall ereignete sich jetzt. Von dem ganzen carolingischen Stamme war kein Erbe da — man trug also dem Herzog Otto von Sachsen, einem durch Weisheit, Macht und Erfahrung berühmten Fürsten, die Crone an. Doch er lehnte sie ab, indem er sein Alter verschützte, welches ihm die Annahme einer so lästigen Bürde ohnmöglich mache; schlug aber einen mächtigen fränkischen Grafen Conrad vor, der sogar durch seine Mutter mit dem carolingischen Geschlechte verwand war. Conrad erhielt auch wirklich die Crone und ward (911 in Worms) König der Teutschen. Ihr seht wohl, daß

Conrad im Grunde nicht zu den sächsischen Königen gehört; ich rechne ihn jedoch mit zu diesem Zeitraum, weil Otto, der Sachse, ihn vorschlug und diesem eigentlich das Regiment übertragen worden war.

Conrads, eines Mannes von vielumfassendem Geiste, erste Sorge ging dahin, das unter der Regierung des letzten Ludwigs so sehr zerrüttete Reich auszubessern und die alte Ruhe wieder herzustellen. Allein sein löblicher Entschluß ward gleich Anfangs durch große Hindernisse entkräftet. Die Lothringer und Bayern versagten ihm den Gehorsam. Conrad bekriegte sie schon im ersten Jahre seiner Regierung, doch ohne Nutzen, denn sie unterwarfen sich dem französischen König. Ueberdieß durchstreiften die Hungarn Franken und Thüringen und drangen das erstemahl (im J. 915) bis Fulda, das anderemahl (im J. 917) bis nach Lothringen vor. Sie eroberten Städte und große Distrikte und verwüsteten sie.

Statt daß Conrad die Ruhe, die dem teutschen Reiche so nöthig war, wieder herzustellen gedachte, brachen überall Unruhen und Zwistigkeiten aus. Sogar die Geistlichen verwickelten sich mit den weltlichen Herren in Streitigkeiten. Auf diese folgten dann Mordthaten aller Art. Der Bischof Eberhard von Speyer wurde von zwey fränkischen Grafen erschlagen; eben nicht anders ging es dem Bischof Otbert von Strasburg. Und wenn Salomo, Bischof von Costnitz auch mit dem Leben davon kam, so beunruhigten ihn doch die königlichen Cammerboten oder Abgeordnete in Schwaben, Berthold und Erchanger, einiger Güter wegen, die der Bischof von den

Königen zum Geschenk erhalten hatte, auf welche aber jene mehr Ansprüche zu haben vermeinten. Ihre Erbitterung ging so weit, daß sie den armen Salomo gefangen nahmen, um ihn vermittelst unerlaubter Mittel zur Abtretung der Güter zu bewegen. Diesem Unfuge zu steuern, lud sie Conrad auf den Reichstag zu Mainz, verdammte sie zur Abgabe ihrer Würde und wählte statt ihrer mit Einwilligung der Schwaben, den Burchard, einen adeln und tapfern Mann zum Herzog.

Während dieser Unruhen starb der alte Herzog von Sachsen, Otto (im J. 912) und sein Sohn Heinrich folgt' ihm in der Regierung nach. Conrad trug Bedenken, Heinrichen die ganze Macht seines Vaters zu lassen, da sie für die Franken auf diese Art sehr gefährlich werden konnte. Das Gebiet des Herzogs von Sachsen war ziemlich groß. Es begrif fast ganz Niedersachsen und Westphalen in sich, auch standen einige Wenden unter seiner Herrschaft. Conrad suchte ihn wenigstens, zur Minderung seiner Macht, ein Herzogthum abzunehmen, aber Heinrich, der damit nicht zufrieden war und überdieß von den sächsischen und thüringischen Herren aufgehetzt ward, seine Gerechtsame zu behaupten, weigerte sich dagegen mit aller Strenge, um ihn durch die Waffen dazu zu zwingen, zog ihm mit Conrads Bruder, Eberhard, entgegen, allein bey Eresburg verlohr er Schlacht und Leute. Was wollte Conrad thun — er mußte nun selbst zu Felde ziehen, um den wackern Heinrich Unterwürfigkeit zu lehren. Niemand hatte das weniger vermuthet, als dieser. Da er mithin auf Conrads unvermutheten Angriff nicht im mindesten vorbereitet

war, so flüchtete er in seine Burg Gronde (bey Göttingen.) Er würde hier ohnfehlbahr in Conrads Hände gefallen seyn, wenn ihn nicht die List seines ehemaligen Lehrers, des Grafen Dietemar, aus aller Verlegenheit gerissen hätte. Dieser wußte dem teutschen König ein Mährchen, daß nämlich eine wohlbewafnete Schaar Reiter dem Schlosse zu Hülfe komme, so natürlich vorzugaukeln, daß Conrad die Belagerung aufhob. Aus allen diesen sah er nun wohl, daß er die Sachsen nie bezwingen würde; er schloß also mit dem Herzog einen Frieden, worinnen er ihm alles, was sonst sein Vater besessen hatte, überließ. Bald darauf im Jahr 919 starb er ohne Leibeserben, bevor er noch seinen Bruder Eberhard und einige andere Große des Reichs flehendlich gebeten hatte, dem Herzoge von Sachsen die Crone zu verschaffen, welches ihm der selbst nach dem Reiche strebende Bruder auch versprach!

Marx. Aber er hielt gewiß nicht Wort —

Pastor. O! ja! Seines sterbenden Bruders Bitte eingedenk, überbracht' er im Monat Aprill des Jahres 919 dem jungen Herzog Heinrich, der eben am Vogelheerd saß und sich mit seiner Lieblings-Neigung beschäftigte, den Reichsschmuck und stellte ihn dann auf einem Reichstag zu Fritzlar (in Niederhessen) den fränkischen und sächsischen Herren als den neuerwählten König dar. Man nannte ihn nach der Zeit, Heinrich den Vogelsteller.

Mit dieser Wahl waren jedoch die Herzöge von Schwaben und Bayern höchst unzufrieden, da jeder von ihnen König der Franken zu werden hofte. Aber die Sachsen und Franken lieferten ihrem neuen Be-

herrscher ein so starkes Heer, daß sich nicht nur der schwäbische Herzog bey dessen Annährung unterwarf, sondern auch Arnulf von Bayern den Eid der Treue schwur, als ihn Heinrich in Regensburg belagerte.

Die Lothringer hatten (wie uns bekannt ist) dem französischen König den Eid der Unterwürfigkeit gelobt; eine Zeit lang darauf schien sie dieß zu gereuen; sie wünschten iezt aus mehr als einer Ursache deu Teutschen verbindlich zu seyn. Doch damit war ihr Herzog Gieselbert, ein ehrgeitziger Mann, nicht zufrieden.

Niklas. Was war denn die Ursache, daß die Lothringer den Teutschen gehorchen wollten?

Pastor. Nichts, als Carls, des Königs von Frankreich, Unbeständigkeit. Er wollte nämlich Lothringen behaupten und bezeigte dabey viel Eifer. Dieser spornte ihn an, während Heinrichs Streitigkeit mit den Herzögen von Schwaben und Bayern, dasjenige Land wegzunehmen, welches die Teutschen jenseits des Rheines besassen. Aber kaum erblickte er das teutsche Heer bey Worms, als er sich zurückzog. Ein so unrühmliches Betragen mochte auf die Gemüther der Lothringer eben nicht vortheilhaft wirken. Sie unterwarfen sich daher (925) mit Beistimmung Giselberts dem teutschen Reiche. Dies gefiel Heinrich so wohl, daß er dem Giselbert, besonders um das neu errichtete Freundschaftsbündniß auf immer fest zu gründen, seine Tochter Gerberga zur Gemahlinn gab.

So wie immer, also auch iezt erneuerten die Normänner (oder Dänen) Slaven und Hungarn die alten Versuche, sich in den nördlichen Gegenden des

teutschen Reichs, an den Küsten der Nord- und Ostsee, festzusetzen. Da nun besonders ein kleiner jütländischer König, Nahmens Gorm, das Glück gehabt hatte, ganz Jütland und die dänischen Inseln zu erobern, so glaubt' er darinnen einen Wink des Schicksals zu finden, sich auch über die Wenden an der Elbe und die Nordsachsen als Herrscher zu schwingen. So dacht' aber Heinrich nicht. Er zog (im Jahr 931) durch das Land der Obotriten (das heutige Meklenburgische) bis in die Mitte von Jütland, rückte Teutschlands Grenzen bis über die Eider hinaus, und verwies den unruhigen Gorm zur Ruhe. Zur Sicherheit legte er ein festes Schloß an, welches er mit Sachsen besetzte, woraus in der Folge die Stadt Schleswig entstanden ist.

Heinrich griff auch die Wenden, besonders diejenigen an, welche in der jetzigen Mark Brandenburg wohnten. Er eroberte Brennaburg *), die Hauptstadt der sogenannten Havel-Wenden (vom Flusse Havel so benannt). Heinrich lagerte sich mit seinem Heere auf dem Eise und erstürmte die Burg im härtesten Froste. Die Wenden unterwarfen sich und gelobten dem Sieger die Zahlung eines jährlichen Tributs. Er stiftete auch hier eine Grenzwehr und bauete Schlösser, um das Land vor feindlichen Ueberfällen zu sichern. Neben solchen Stiftungen Heinrichs erhob sich die Markgrafschaft Nordsachsen, welche sich von Merseburg bis Brandenburg erstreckte; die Markgrafschaft Meis-

*) Eigentlich Brannybor, d. h. im Slavischen eine Burg, die Wehr des Landes. Daher kommt in der Folge der Nahme Brandenburg.

sen; auch legte er den Grund zur östlichen Markgrafschaft in der heutigen Oberlausitz.

Die gefährlichsten Feinde der Teutschen blieben demohngeachtet noch immer die Hungarn, die ihre Züge alle Jahre bestimmt wiederholten, um fremde Länder zu erobern. Sie drangen bis in die Mitte von Teutschland vor und plünderten und verwüsteten alles, was ihnen in den Weg kam. Da die Hungarn weit mehr Reiterey hatten, als die Teutschen, so war der Verlust allemahl auf die Seite der letztern. Auf ihre Pferde waren die Hungarn überhaupt sehr stolz, denn sie rühmten von ihnen, daß ihre Hufe Städte und Länder zertrümmern und ihre Gurgeln Flüsse und Seen aussaufen könnten. Mit einem Worte — Heinrich verlohr mehr als eine Schlacht gegen diese gewaltige Nation. Zum größten Glück fiel einer von ihrern Anführern in seine Hände. Die Hungarn suchten den Gefangenen auszulösen. Heinrich bewilligte ihren Wunsch unter der Bedingung eines neunjährigen Waffenstillstandes.

Peter. Warum denn auf so lange Zeit?

Pastor. Weil er unterdessen Kräfte gewann, sich gegen die unruhigen Patrone zu vertheidigen, die außerdem im künftigen Jahre bestimmt wieder gekommen seyn würden. Das erste, was er that, um nach Verfluß des Waffenstillstandes den Hungarn ohne Bedenken die Stirn bieten zu können, war, daß er mit seinen Soldaten Uebungen anstellte, die sie geschickt machen möchten, gegen den Feind zu kämpfen; besonders traf dies Loos die Cavallerie. Er übte sie in der Gattung von Gefechten, die sich für den Angrif der Hungarn am besten schickte. Da diese Uebungen bey Hofe bald

so beliebt wurden, daß man sich darauf freuete, wenn sie statt fanden, so scheint dies der erste Grund zu den nachherigen Turnieren der teutschen Ritterschaft gewesen zu seyn. Nebenbey bauete Heinrich mehrere Schlösser, die er Burgen nannte, und welche allemahl mit dem neunten Mann von den freyen Bewohnern des Landes besetzt wurden. Zur Unterhaltung derselben diente der dritte Theil der Früchte, welche in den Gärten und Bezirken gebauet wurden, die zur Burg gehörten. Zu den Burgen schlug er zugleich feste Städte. Hier durften nur freye Leute wohnen; die Sclaven blieben auf den Gütern ihrer Herren und die begnadigten Verbrecher wohnten außerhalb den Mauern der Städte, um sie gegen die Räubereyen des feindlichen Gesindels zu schützen. Die freyen Leute nannte man von den Burgen Bürger, und einen ganzen Verein — Bürgerschaft.

Während Heinrich diese nützlichen Anstalten traf, näherte sich das Ende des geschlossenen Waffenstillstandes. Seit dieser Zeit hatten die Hungarn ihr Wort redlich gehalten und Teutschland nicht beunruhiget, ietzt aber fielen sie mit doppelter Heereskraft in Heinrichs Staaten ein. Einer von den herumschweifenden Haufen drang nach Niedersachsen, wo er aber von den sächsischen Feldherren so tapfer empfangen wurde, daß er den Versuch nicht zum zweitenmahle wagte. Ein anderer fiel in Thüringen ein, welchem Heinrich selbst begegnete. Die Feinde hatten sich in der Gegend von Merseburg gelagert. Heinrich empfahl seinen Soldaten Vorsicht und Ausdauer. Als sie den Hungarn entgegen rückten, regnete es von allen Seiten Pfeile, welche die Teut-

schen, die dies Kriegsspiel schon an ihnen gewohnt waren, mit ihren Schilden auffiengen, dann stürzten sie plötzlich mit Sturmes Schnelle auf sie los. Das hatten jene nicht erwartet — sie wandten sich bestürzt um, ergriffen die Flucht und ließen selbst ihr Lager mit aller schon gemachten Beute im Stiche. Darauf wagten sie 20 Jahr lang keinen neuen Einfall in Teutschland.

Heinrich reißte nach Erfurth, (im J. 935) um den Großen seines Reichs, die er dahin beschieden hatte, seinen ältern Sohn Otto als den Erben seines Reichs vorzustellen. Kaum vermogt' er dies, denn sein Lebensende, das er durch eine Erkältung auf der Jagd befördert hatte, nahete heran. Er reißte ab und kam bis ins Kloster Memmleben an der Unstrut, wo er starb. Seine Leiche wurde jedoch nach Quedlinburg gebracht.

Otto I. wurde von dem Volke zum König gewählt und mit aller ersinnlichen Pracht in Aachen gekrönt. Er war ein schöner Mann, dessen Aeußeres schon Ehrfurcht einflößte. Sein Auge blitzte wie Feuer und sein blutrothes Gesicht schmückte ein langer Barth. Eben so reichhaltig an männlichen Tugenden war sein Charakter; man konnt' ihm Selbstbeständigkeit, Beharrlichkeit und Tapferkeit eben so wenig, als einen diese Tugenden verdunkelnden Fehler — einen hohen Grad von Ehrsucht absprechen.

Kaum saß die Crone auf seinem Haupte, als er den neuen Herzog Boleslaus von Böhmen, der nicht nur einen mit den Teutschen verbündeten Fürsten angefallen, sondern auch seinen eigenen Bruder, den Herzog Wenzel erschlagen hatte, bekriegen mußte. Funfzehn Jahr lang dauerte dieser Krieg — nur erst im Jahr

950 gelang es den Teutschen, ihn in der Vestung Bunzlau in Schlesien zu demüthigen, wo sie ihn eingeschlossen hatten.

Inzwischen entspannen sich im Herzen des Reichs mancherley Verdrießlichkeiten, die mehrentheils durch den Stolz der Sachsen erzeugt wurden. Sie ließen denselben ihren Verbündeten, den Franken, nicht selten sehr kränkend empfinden. Ein solches Betragen konnte dieser Nation, die sonst eine so hervorstechende Rolle gespielt hatte, nicht anders als höchst unangenehm seyn. Besonders mißfiel ihnen die neue Wahl Otto's, als eines abermahligen Sachsens. Hierzu kam noch, daß schon sein Vater Heinrich den Sachsen, öfterer als den Franken, die größten Ehrenstellen und Aemter ertheilt hatte. Daraus folgten von beiden Seiten heftige Erbitterungen. Der fränkische Herzog Eberhard z. B. überfiel einen vornehmen Thüringer, den Bruning, tödtete alle Einwohner seiner Burg und brannte seine Residenzstadt Elmershausen ab. Otto züchtigte ihn sehr scharf, und unterwarf seine Anhänger der Strafe des Hundetragens *).

Heinrich war leutseliger, als sein Sohn Otto. Durch seine Nachgiebigkeit wußte er sich so ziemlich die Freundschaft der Franken zu verschaffen; nicht so Otto. Er wollte überall durchdringen; so auch hier. Dadurch aber ward die Erbitterung eher gemehrt, als vermindert. Sie verbanden sich mit Thankmar, einem unächten Sohn Heinrich des Voglers, der von seinem Halbbruder Otto beleidigt worden war, doch ohne Frucht, denn

*) Wahrscheinlich kommt von dieser Strafe das Sprichwort her: Er muß Hunde führen bis Bautzen!

denn als die Mißhelligkeit zum Ausbruch kam, flüchtete Thankmar, von seinen Feinden verfolgt, in eine Kirche, wo er von Pfeilen durchbohrt, todt niedersank. Nach ihm empörte sich Otto's jüngerer Bruder Heinrich, der den feindseligen Plan nährte, seinem Bruder die Crone zu rauben. In diesem Vorsatze ward er von dem Herzog in Lothringen Giselbert und dem Franken Eberhard auf das beste unterstützt. Daß daraus ein blutiger Krieg entstand, könnet ihr denken! Aber Otto siegte und war großmüthig genug, seinem unädlen Bruder das Leben zu schenken. Eberhard und Gieselbert mußten ihre Schuld mit dem Tode bezahlen!

Wenzel. Otto ließ sie gewiß enthaupten?

Pastor. Nein! Eberhard ward in der Schlacht getödtet und Giselbert ertrank im Rheinflusse.

Durch Otto's Fürsorge ward es in Teutschland so ziemlich ruhig. Sein Augenmerk gieng nun meist dahin, allen künftigen Empörungen vorzubeugen und die Franken allmähiig an die sächsische Oberherrschaft zu gewöhnen. Um diesen Entschluß fest zu gründen, übergab er die Provinzen sächsischen Herzögen. Sachsen überließ er seinem Vetter Billing und Bayern erhielt der jüngere Bruder Heinrich, der sich nun vollkommen mit ihm ausgesöhnt hatte. Nur in Lothringen herrschte noch ein ädler Franke, Conrad. Auswärtige Kriege waren ietzt nicht denkbahr, denn die Hungarn, die unter seiner Regierung eben so, wie ehemahls, bey Heinrichs Lebzeiten,, Einfälle ins teutsche Reichs wagten, wurden nicht nur immer mit Verlust zurückgeschlagen, sondern fanden auch in den hier und da erbaueten vesten Schlössern Schlagbäume, die sie so geschwind nicht über-

springen konnten. Eben so wenig Glück hatten die aufrührerischen Slaven — sie unterwarfen sich kurze Zeit darauf dem teutschen König, nachdem sie Otto durch List und Verrätherey so weit gebracht hatte. Dieser seltene Mann schwang sich nun durch eine Reihe glänzender Siege bis zum Liebling seiner Nation empor; seine bessern Tugenden, als seine Tapferkeit, seine Ausdauer in Gefahren und seine Selbstständigkeit strahlten im schönsten Lichte — doch nun verlangte auch leider! seine Ehrsucht ein Opfer! Er gedachte sich das Königreich Italien zu unterwerfen. Ach! möchte er diesen Entschluß doch nie gefaßt haben, denn er war der allerunglücklichste, den er je fassen konnte. Wir werden bald hören, warum?

Die Veranlassung, daß Otto, der jetzt Wittwer war, mit verdoppelten Schritten nach Italien eilte, war ein — Weib. Ihr müßt nämlich wissen, lieben Freunde! daß der italische König Lothar, als er starb, eine sehr schöne Wittwe, eine burgundische Prinzessin, Adelheid, hinterlassen hatte. Sie war eben so schön, als klug. Berengar, Markgraf von Ivrea, ein eitler, herrschsüchtiger Mann, den Lothar gehaßt hatte, bemächtigte sich des Reichs und suchte es durch eine Vermählung seines Sohnes Adelberts mit Adelheid zu behaupten. Er hielt dies bey seiner halsstarrigen Gesinnung, der sich alles, was er einmahl wollte, fügen müßte, für äußerst leicht; doch diesmahl hatt' er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, indem Adelheid das Anerbieten förmlich ausschlug; ja! sie setzte hinzu, daß sie dem Feinde ihres Gemahls nie ihre Hand reichen würde. Berengar wüthete und nahm sie gefangen,

dennoch fand sie Mittel, in das feste Schloß Canossa zu entfliehen, in welchem sie von Berengar belagert ward. Um sich ihrer Angst und Verlegenheit auf immer zu entbinden, schickte sie einen Mönch Martin, der ihr sehr ergeben war, heimlich nach Teutschland und ließ Otto'n ihre Hand anbieten. Sie that das nicht ganz ohne Ursache, denn da ihr Bruder Conrad, an dem sie mit schwesterlicher Liebe hieng, an Otto's Hofe erzogen worden war, und eine weit bessere Bildung erhalten hatte, als sie anfänglich dachte, so goß diese glückliche Täuschung den Funken der Liebe gegen den teutschen König zuerst in ihr Herz.

Nichts kam Otto'n erwünschter, als dies. Er gieng mit einem tapfern Heer nach Italien, befreyete Adelheid, und bemächtigte sich der Stadt Pavia, wo er nicht nur seine Vermählung mit großer Pracht feyerte, sondern auch zum König von Italien gekrönt wurde. Mit dieser Verbindung war aber sein Sohn Ludolf eben so wenig zufrieden, als Conrad, Herzog der Franken, den Otto lange vor seiner Vermählung nach Italien gesendet hatte, um Berengarn und sein Heer zu beobachten. Beyde glaubten, ihren Absichten zu Liebe, ein gutes Werk zu stiften, wenn sie den König mit Berengarn auszusöhnen suchten. Dies geschah. Berengar gieng nach Teutschland und erhielt, nach Abtretung des veronesischen und aquilejischen Gebietes, das Königreich Italien zu Lehn. Herzog Heinrich von Bayern aber empfieng die abgetretenen Städte Verona und Aquileja. Dieser Schritt erbitterte die feindseligen Gemüther Conrads und Ludwigs noch weit heftiger; sie bereiteten sich heimlich zum Kriege und giengen nach

Mainz, um hier die gehörigen Anstalten zu treffen. Allein Otto erfuhr ihren Plan, rückte mit einem Heer vor Mainz und zwang sie zum Frieden. Der Lohn für ihre That war — Verlust ihrer Herzogthümer. In Schwaben wurde Burkhard, ein tapfrer Mann, aber von sehr beschränktem Geiste, Herzog. Bruno, Otto's zweyter Bruder, (Erzbischof von Cölln) erhielt Lothringen, das bald darauf unter dem Nahmen: „Ober- und Niederlothringen" unter zwey Herzöge getheilt ward. Bruno erhielt die Aufsicht über beyde; er verdiente diesen Lohn vollkommen, da ihn sein gutes Herz und seine Beredsamkeit, die die Lothringer zum Frieden und zur Ruhe bewog, schon längst verdient hatte. Bruno wachte nicht nur mit Strenge über die Sitten seiner Geistlichkeit, sondern er steuerte auch mit Nachdruck den Lothringischen Unruhen und setzte der üppigen Kleiderpracht Schranken. Oft ergriff er selbst die Waffen, um die Stöhrer der allgemeinen Ruhe und Sicherheit zum Frieden zu bekehren.

Conrad ruhete noch immer nicht. Er rief die Hungarn gegen den König zu Hülfe. Diese liessen sich nicht lange bitten. Sie durchstreiften einen grossen Theil von Teutschland und drangen bis Augsburg vor. Otto sammlete schnell ein mächtiges Heer aus allen Theilen seines Reichs und griff sie (955) auf dem Lechfeld, einer blühenden Aue bey Augsburg, die von dem Flusse Lech durchschnitten wird, tapfer an. Die Hungarn leisteten zwar anfänglich den hartnäckigsten Widerstand, dennoch wurden sie von den Teutschen völlig geschlagen, als ihre Kraft erschöpft war. Conrad, der Tochtermann des Königs, der um

seine vorigen Fehler mit Ludolf wieder auszutilgen, als ein wackrer Held focht, verlohr dabey sein Leben. Die Hungarn verliessen nun nicht allein das teutsche Reich, sondern räumten sogar Oesterreich (Pannonien) welches von jetzt an mit teutschen Völkern besetzt wurde. Auch der dänische König Gorm suchte (im J. 952) von Ottos vielen Kriegen, die ihn nach seiner Meinung sehr geschwächt haben mußten, Vortheil zu ziehen und ließ den Markgrafen in Schleßwig mit der sächsischen Besatzung niederhauen. Otto überfiel ihn, eh' er es noch vermuthete, schlug ihn in die Flucht und zwang ihn dann zur Annahme der christlichen Religion. Seinem Beyspiele folgten (im Jahr 956) der König von Italien, Berengar. Er rächte sich an seinen Feinden durch die Vertreibung aller derer, die dem teutschen König und seiner Gemahlinn Adelheid Beystand geleistet hatten, raubte ihnen alle Güter und verschenkte ihre Würde an Personen, die grade so dachten, wie er. Dazu durfte Otto freylich nicht stillschweigen. Er schickte daher seinen Sohn Ludolf abermahls nach Italien, und ertheilte ihm gegen Berengar die schärfsten Befehle. Auch eroberte Ludolf mehrere Städte, doch überraschte ihn schon ein Jahr darauf der Tod, ohne das Vergnügen genossen zu haben, seinen Siegen den Cranz der Vollkommenheit aufzusetzen. Nichts konnte Berengar erwünschter kommen, als der Tod dieses Mannes. Denn sobald Ludolf die Augen geschlossen hatte, besetzte er aufs neue die ihm entrissenen Städte, und mehrte nicht nur seine Gewaltthätigkeiten, sondern beleidigte auch den römischen Papst, Johann XII. Das nahm dieser, als

Oberhaupt der Kirche, sehr ungnädig auf, und um sich den unartigen Krieger vom Halse zu schaffen, rief er den teutschen König Otto zu Hülfe. Otto folgte seinem Rufe mit Freuden und genoß das Glück, daß, ehe er noch ans Schwerdt griff, die meisten Städte in Italien ihm ihre Thore freywillig öfneten. Berengar wurde nun von dem größten Theile seiner Anhänger schimpflich verlassen, und starb, ohne Freund und verbannet, in Bamberg. Zum Lohne für den Dienst, den Otto dem Papste erwiesen hatte, erhielt er aus den Händen des Erzbischofs von Mayland die lombardische Crone. Damit war jedoch Otto, dessen Ehrgeitz, durch mancherley glückliche Unternehmungen angefacht, in vollen Flammen stand, nicht zufrieden, es gelüstete ihm selbst (besonders um seinem glorreichen Ahnen, Carl dem Grossen, nachzuahmen) nach der Kaysercrone. Als er mit diesem Wunsche in Rom ankam, verweigerte man ihm die Erfüllung desselben keinesweges; aber die Grossen Roms und der Papst dachten nicht im Traume daran, mit diesem Geschenke zugleich die uneingeschränkte Herrschaft der Teutschen über Italien zu verknüpfen. Diese Gesinnungen liegen klar in dem Versprechen, welches man Otto'n abzunöthigen wußte: er dürfe es nie wagen, ohne Einwilligung des Papstes und der Großen zu Rom neue Gesetze zu verfügen, wohl aber, daß er den Papst in dem Besitz aller von den fränkischen Kaysern und Königen erhaltenen Ländereyen bestätigen müsse. Otto'n war dieß ein sehr schmerzlicher Punkt; schon jetzt fühlte er die Unsicherheit und Bürde einer solchen Crone: Zu dem trauete er den feinen, listigen Italienern so wenig, daß er so-

gar, wenn er in der Peterskirche am Altar sein Gebet verrichtete, seinen treuen Schildknappen ein blankes Schwerdt über sein Haupt zu halten befahl. Johann XII. merkte wohl, daß sich Otto in seine Absichten nie fügen werde, und versprach, ohne jenes Vorwissen, dem jungen Adelbert, Berengars Sohn, der sich versteckt in Rom aufhielt, die Crone von Italien. Otto erfuhr dies und kam von Pavia nach Rom, hielt daselbst eine Versammlung der Prälaten und setzte den Papst, den die Römer noch überdiß der schändlichsten Laster anklagten, förmlich ab. An seine Stelle kam Leo VIII. im Jahr 964.

Tobias. Sind die Prälaten auch Geistliche?

Pastor. Prälat ist der allgemeine Nahme eines jeden vornehmen Geistlichen in der katholischen Kirche. Die Patriarchen, Erzbischöffe, Bischöffe, Ordensgenerale, gewisse Aebte und Archidiakonen u. s. w. gehören unter die Zahl der Prälaten. Besonders aber führen denselben ausschlüßlich die Obern einiger geistlicher Orden z. E. der Benediktiner-Mönche. Die Reichsprälaten, welche aus Aebten, Pröpsten, Äbtissinen bestehen, sind in Teutschland heut zu Tage solche, die unmittelbahr unter dem Reich und dem Kayser stehen und als Reichsstände auf dem Reichstage Sitz und Stimme haben. Sie theilen sich in die schwäbische und rheinische Bank; jeder hat nur eine Stimme (genannt votum curiatum.) In unsern lutherischen Landen werden nicht allein die lutherischen Bischöffe und Aebte, sondern auch die Universitäten unter dem Worte Prälaten und Prälaturen verstanden.

Als Otto's Heer sich von Rom entfernt hatte,

kam der abgesetzte Papst Johann wieder zum Vorschein und bestach seine etwanigen Anhänger, den Kayser und den neuen Papst Leo zu überfallen und umzubringen. Otto hielt sich nur noch mit einem kleinen Gefolge in Rom auf. Doch erfuhr er die Meuterey noch Zeit genug, er jagte die elenden, haasenherzigen Italiener, mit Wunden bedeckt, zurück, nahm einige Geiseln von den vornehmsten Gefangenen und marschirte gegen Adelbert. Kaum aber hatt' er sich von Rom entfernt, als Johanns Boßheit gegen den neuen Papst zu wüthen anfieng und, da dieser noch glücklicher Weise entkam, auch über dessen Freunde herfiel. Leo kam halb bewustlos ins kayserliche Lager. Otto erstaunte über Johanns Frechheit und kehrte sogleich nach Rom zurück, um seiner glühenden Rache vollen Lauf zu lassen. Allein er kam zu spät — die Wuth eines Ehemanns, der seine Frau in den Armen des Papstes gefunden hatte, belegte Johanns Rücken mit so schmerzlichen Wunden, daß er wenige Tage darauf seinen Geist aushauchte. Seine Parthey wählte troz dem, daß Otto schon auf dem Wege war, um Johann den XII zu züchtigen, einen neuen Papst, Benedict — nur Schade, daß ihnen das alles wenig half, denn sobald Otto ankam, verwarf er die neue Wahl und bestätigte Leo den VIII. in seiner erhaltnen Würde. Sein Nachfolger war Johann XIII.

Da nun Otto durch Strenge und männliche Tapferkeit seine Herrschaft fest genug in Rom begründet hatte, so wendete er seine Aufmerksamkeit auch auf Unter-Italien, in das sich Griechen und Saracenen getheilt hatten. Die Besitzer des morgenländischen Kayserthums waren jetzt durch eine Reihe weiser Be-

herrscher wieder so mächtig geworden, daß es Otto'n um ihre Freundschaft zu thun war. Er schloß mit dem Kayser Johann Tzemiszes, einem Armenier, der die Prinzessinn Theophania aus dem Reiche jagte, weil sie seinen Vorfahren den Kayser Romanus den zweyten ermordet haben sollte, einem Vergleich im Jahr 972. In diesem Vergleiche erhielt er ganz Unter-Italien, Apulien und Calabrien ausgenommen und verheirathete die ihm ausgelieferte Prinzessinn Theophania an seinen Sohn Otto II. doch genoß er das Glück, seinen Leibeserben mit einer kayserlichen Prinzessinn, vermählt zu sehen, nur kurze Zeit, indem er schon im May 974 starb. Otto I. war allerdings ein grosser Mann, und ein tapfrer Held, aber es fehlte ihm eine einzige Eigenschaft, die oft besser wirkt, als Tapferkeit, die Kunst — sich beliebt zu machen. Er hielt Strenge und Unbiegsamkeit für die besten Mittel, den Nacken seines Gegners zu beugen. Dadurch zog er sich eine Menge Kriege zu, die er jedoch allemahl mit dem größten Glück ausführte. Dieses Glück und eine übertriebene Freygebigkeit gegen die Geistlichkeit war die Ursache, warum man ihm nach seinem Tode den Zunahmen „der Grosse" ertheilte.

Seit 961 war Otto der II. Mitregent seines Vaters Otto I. gewesen. Er war 18 Jahr alt, als er die Regierung antrat. Ruhmsucht ohne Erfahrung war die Hauptleidenschaft seines Charakters. Er gerieth mit dem König Lothar von Frankreich wegen des Herzogthums Lothringen in Streit. Ungeachtet er nun, um diesen Streit bald und schnell zu beendigen, Lothars Bruder, dem Herzog Carl, Lothringen zu Lehn über-

lassen hatte, so wurde er demohngeachtet im Jahr 978, als er sich eben in Aachen bey einer Lustbarkeit befand, mit einem ansehnlichen Heere so unvermuthet überrascht, daß er sich kaum durch die Flucht retten konnte.

Säuberlich. Warum gerieth denn Otto mit dem Lothringer in Streit?

Pastor. Aus folgender Ursache. Erzbischof Bruno, Ottos I., Bruder der über Lothringen herrschte hatte schon vor mehrern Jahren zwey Söhne des Grafen Rechnar, Lambert und Renier, innerer Empörungen wegen, aus seinen Staaten verwiesen. Otto bekriegte sie — vermochte sie aber nicht zu bezwingen, und gab ihnen ihre Güter zurück. Dies feuerte den französischen König Lothar um so mehr an, den teutschen König zu bekriegen, da er ihn für einen schwachen, ohnmächtigen Mann hielt. Er glaubte ganz sicher, daß es ihm leicht werden würde, Aachen zu erobern und sich dann von Lothringen Meister zu machen. Aber so weit kam es nicht. Otto sammelte schnell ein Heer und drang an der Spitze desselben unter schrecklichen Verheerungen bis Paris, und belagerte es. Kurze Zeit darauf hob er die Belagerung jedoch wieder auf und schloß einen Frieden, der keinem von beiden Theilen Nutzen stiftete. Während dieses Krieges glaubten die Italier freye Hand im Spiele zu haben; sie thaten, was ihnen beliebte; sie fragten weder nach den Gesetzen noch nach ihrem Kayser und lebten mit den Edelleuten und Bischöffen in unaufhörlichem Zwiste. Besonders suchten sie dem Papste viele von seinen Rechten und Gütern zu rauben. Um diesem Unfuge zu steuern, eilte Otto 980 nach Italien, schlichtete die Wuth der er-

zürnten Partheyen und stellte, so weit sichs thun ließ, die Ruhe wieder her.

Als er mit den Römern fertig war, sann er auf die Ausführung einer Thorheit, die er bald darauf sehr bitter bereuete. Da nämlich seine Gemahlinn Theophania eine griechische Prinzessinn war, so mahlte sie ihm die Hofnung, zwey Kayserthümer (das morgen- und abendländische) mit einander zu verbinden, so süß vor, daß Otto kurzsichtig genug war, diesen Plan, der wenigstens für seinen beschränkten Geist viel zu hoch war, als etwas leichtes anzusehen. Die Griechen merkten kaum seine Absicht, als sie die Araber zu Hülfe riefen. Diese wilden Horden stürzten so schnell und mit so vereintem Muth auf das teutsche Heer, daß es gänzlich aufs Haupt geschlagen wurde und der Kayser, Mühe hatte, sich auf ein Schiff zu retten. Die Geschichte dieser Rettung ist so sonderbahr, daß ich mich nicht enthalten kann, euch selbige im Zusammenhange mitzutheilen.

Otto, der die dem griechischen Kayser zu Hülfe geeilten Araber oder Saracenen schon in einem frühern Treffen, worinn er siegte, aus Italien entfernt zu haben glaubte, sah noch einige an dem Ufern des Meeres herumstreifen. Schnell nimmt er einige hundert Mann von seinem Heere und geht auf sie los, um auch diesen letzten Rest seiner Wuth aufzuopfern. Aber kaum hat er sie angegriffen, als er sich auf allen Seiten von Arabern umringt sieht. Seine wenigen Soldaten fechten als tapfere Teutschen, nur die marklosen Italiener fliehen und lassen noch überdieß ihren Kayser im Stiche. Wohin sollte sich der Umzingelte nun retten? Hinter ihm

her sind die Araber, vor ihm das Meer. Die Gefahr, in der sein Leben schwebte, war groß. Unvermuthet seegelt ein Schiff vorbey. Ohne zu bedenken, wem es wohl angehören mag, stürzt sich Otto ins Wasser und schwimmt hinan. Aber wie groß ist sein Entsetzen, als er feindliche Soldaten auf demselben bemerkt. Er schwimmt ans Ufer zurück. Indessen kommen die Araber näher. Jetzt faßt er den Entschluß, ihnen sein Leben wenigstens sehr theuer zu verkaufen; er nimmt seine letzten Kräfte zusammen, um sich zu vertheidigen — doch die Menge ist ihm zu überlegen, ohne Hofnung zu entrinnen, stürzt er sich aufs Gerathewohl zum zweytenmahl ins Wasser. Trotz dem nun, daß ein zweytes Schiff, welches so eben vorüber seegelt, abermahls mit Griechen angefüllt ist, so erbarmt sich doch ein edler Slave, der ihn erkannte, seines Elendes und nimmt ihn ein. Aber seine Kleidung verräth ihm den Schifskapitän. Dieser, über den Fund erfreut, gelobte sogleich, den vornehmen Vogel nach Constantinopel zu führen und ihn dem Kayser auszuliefern. Otto sah die Gefahr und überredete den Schifskapitän, an den calabrischen Küsten, ohnweit des Schlosses Rossano zu landen, wo seine Gemahlinn mit grossen Schätzen seiner harre. Der Kapitän hielt dieß für eine gute Beute und legte sein Schiff bey Rossano vor Anker. Mitlerweile hatte der slavische Ädle mit der Theophania alles verabredet, da Otto selbst, ohne ans Land steigen zu dürfen, im Schiffe bleiben mußte. Theophania, um ihren Gemahl zu retten, ließ einen guten Theil ihrer Schätze und sich selbst mit allen ihren Bedientinnen ins Schiff aufnehmen. Während nun die Griechen über die Schätze herfielen, sprang Otto von allen unbemerkt ins

Wasser. Einer von den Griechen sah dieß und rief die andern herbey, allein die verkleideten Jünglinge, die sich unter die Cammerfrauen der Theophania befanden, jagten die Griechen durch ihre hervorgezogenen Waffen so in Angst, daß sie am Ende nur froh waren, ohne Otto und Theophania absegeln zu dürfen.

Einige. Gewiß diese Geschichte ist sonderbahr genug!

Pastor. Die Teutschen hielten ihren Kayser eine lange Zeit für todt. Auf einmahl hörten sie, daß er in Verona sey. Sie eilten dahin um ihm darüber ihre Freude zu bezeugen. Aber schon am Ende dieses Jahres (983) starb er in Rom, blos aus Verdruß über seine unglücklichen Unternehmungen, die ihm eine sehr hartnäckige Krankheit zugezogen hatten.

Der Herr Pastor entließ dießmahl seine Zuhörer und versprach ihnen die Fortsetzung seiner Erzählung auf den nächsten Sonntags-Abend. Vergnügt über den genossenen Unterricht verliessen sie das Schulgebäude. Ein jeder begab sich zur Ruhe.

Sechster Abend.

Alle unsere Freunde sassen wieder auf ihren Plätzen, und der Herr Pastor erzählte:

Wenn Otto nicht gestorben wäre, so würde der Krieg mit den Arabern wahrscheinlich fortgesetzt worden seyn. Allein jetzt durften die Teutschen daran nicht denken, da sie im Reiche genug Beschäftigungen fanden. Otto hinterließ einen einzigen und zwar dreyjährigen Sohn, Otto den III. den man kurz vor seinem Abster-

ben zu seinem Nachfolger erwählt hatte. Der junge Otto wurde von seiner Mutter Theophania herzlich geliebt und von seinem Lehrer Bernard vortreflich erzogen. Dieser Mann besaß die reifsten Kenntnisse in der Mahlerey, Baukunst und besonders in allerhand mechanischen Arbeiten. Durch den Unterricht dieses erleuchteten Mannes bereicherten sich Ottos Kenntnisse so sehr, daß ihn seine Zeitgenossen das Wunder der Welt nannten. Doch — was Bernard bauete, rissen des jungen Kaysers weibliche Vormünder wieder nieder. Statt seine männliche Tapferkeit zu wecken, überschwemmten sie seinen Körper mit weichlichen Speisen und Getränken und spornten, wo sie dieß nur irgend vermochten, seine kindische Eitelkeit an, um ihn auf die Stufe aufmerksam zu machen, auf der er stand.

Niklas. Wer waren denn diese weiblichen Vormünder?

Pastor. Eine hab' ich euch schon genannt, seine Mutter Theophania, die ihn um ihrer allzuheftigen Liebe willen und aus Besorgniß, die geringste Verweigerung seiner Wünsche mögte ihm eine Unpäßlichkeit zuziehen, allen nur ersinnlichen Ausschweifungen überließ. Die zweyte war die Kayserinn Adelheid, Ottos I. Gemahlinn, die bey der Theophania lebte und die dritte die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, die Schwester Ottos des II.

Tobias. Hm! ich habe noch nicht gewußt, daß es auch Aebtissinnen giebt.

Pastor. Allerdings! In den Nonnen-Klöstern sind die Aebtissinnen das, was die Aebte bey den Mönchen sind. In Teutschland giebt es 14 gefürstete Aeb-

tissinnen, welche auf dem Reichstage Sitz und Stimme haben, und in Ansehung ihrer Stifter fürstlichen Rang und Vorrechte genießen, z. E. die in Quedlinburg, in Essen, in Regensburg u. s. f. In Itlalien behalten die Aebtissinnen ihre Würde nur 3 Jahre, in Teutschland aber auf Zeitlebens.

Unter Otto III. setzten die Slaven ihre Feindseligkeiten wieder fort. Sie unterjochten Hamburg und eigneten sich die Herrschaft über die Elbe zu, auf der man nun blos die Flaggen ihrer Schiffe wehen sah. Dieß dauerte bis zum Jahr 987, wo es den Sachsen gelang, ihnen diese Oberherrschaft wieder zu entreissen und sie zu einem Feieden zu zwingen, den sie aber kurze Zeit darauf wieder brachen.

In Rom hatte sich auch mancherley geändert. Ein gewisser römischer Magnat (Grosser) mit Nahmen Crescentius, ein boshafter und habsüchtiger Mensch, der die Alleingewalt an sich zu ziehen strebte, feindete besonders den Papst Johann XV. dermassen an, daß dieser sich nothgedrungen fühlte, den jungen Kayser zum Beystand anzuflehen. Otto hatte kaum sein funfzehntes Jahr erreicht, als er schon über das Alpengebirge (im J. 996) zog, um den päpstlichen Stuhl gegen Crescentius Ungebührnisse zu schützen. Aber eh er noch nach Rom kam, starb Johann. Die kayserliche Parthey wünschte die Wahl eines neuen Papstes und überließ sie ganz dem jungen Kayser. Otto richtete sich in solchen Fällen meist nach seinen Rathgebern, worunter sich besonders der Erzbischoff Williges von Mainz, ein kluger, schlauer Staatsmann, der sich von der untersten Stufe der Armuth bis zu den höchsten Würden empor-

geschwungen hatte, befand, und dieser rieth ihm denn, daß er seinen Vetter, den Prinz Bruno in Lothringen vorschlagen möchte. Seine Wahl wurde bestätiget — Bruno bestieg unter dem Nahmen Gregor V. den Stuhl Petri und setzte aus Dankbarkeit seinem jungen Gönner Otto die Kayserkrone auf — oder festete sie vielmehr.

Perls. Ich habe Sie schon lange einmahl fragen wollen, wie es denn eigentlich bey einer Papst-Wahl herzugehen pflegt? Erzählen Sie uns doch das Wichtigste davon.

Pastor. Herzlich gern. Die Wahl eines Papstes, als oberster Bischoff der Kirche und Christi Statthalter auf Erden, geschah ehedem durch die Clerisey (Priester — Geistlichkeit) und das römische Volk im Verein: seit dem eilften Jahrhundert aber lediglich durch die Cardinäle *) in dem verschlossenen Conclave (so nennen sie den Ort, wo sie über des Papstes Wahl zusammenkommen) entweder durch Eingebung (Compromiß **) oder durch das Scrutinium. ***) Wenn sich nun wenigstens zwey Drittheile für Einen vereiniget haben, so gehen drey Cardinäle zu dem Erwählten, um ihn zu fragen, ob er die Wahl genehmige? spricht er Ja, so bleibt

*) s. davon Luthers Leben S. 44.

**) Compromiß ist eine Handlung, vermöge deren sich zwey, oder mehrere Personen mit einander vergleichen, daß sie ihre streitige Sache dem von ihnen freywillig erwählten Schiedsrichter unterwerfen und sich an dessen Ausspruch begnügen lassen wollen.

***) Scrutinium nennt man die Art, die Stimmen bey der Wahl eines Papstes zu sammeln, ohne daß man weiß, wer derjenige sey, der die Stimme giebt.

bleibt es ihm überlassen, den Nahmen zu wählen, den er sofort statt des seinigen anzunehmen gezwungen ist; denn seinen weltlichen zu behalten, ist ihm nicht erlaubt. Darauf wird ihm der päpstliche Schmuck angelegt. Ist dieß geschehen, so besteigt er in der Sixtinischen Kapelle einen erhabenen Sessel, um hier von den Cardinälen die Adoration (Ehrerbietung) zu erhalten, die in einem Kusse auf Hand und Fuß bestehet. Während dieses geschiehet, verkündiget ein Cardinal dem Volke von der Gallerie der Peterskirche die Wahl und den Nahmen des neuen Papstes. Dieser wird dann auf einem reichgeschmückten Tragsessel aus dem Vatikan (dem päpstlichen Pallast) in die Peterskirche getragen; während des Tragens, zündet der sogenannte Ceremonienmeister zu drey verschiedenenmahlen einige Bündlein Werg vor dem Papste an und ruft ihm dabey die Worte zu: „So vergehet die Herrlichkeit der Welt!“ Darauf folgt in der Kirche eine sehr feyerliche Messe. Nach Beendigung derselben, erscheint der Cardinal-Diaconus mit einer kegelförmigen mit drey Cronen gezierten Mütze, die den Nahmen Tiara, oder Triregno (drey Reiche bedeutende) führt. Wenn er sie dem Papste aufs Haupt gesetzt hat, so sagt er: „Nimm die mit drey Cronen gezierte Tiara und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige und Christi Statthalter auf Erden bist, welchem sey Ehre und Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Nach ertheiltem Seegen erfolgt ein Aufzug zu Pferde (Cavalcada genannt) der sich nach der römischen Hauptkirche zu St. Johann im Lateran begiebt, von der jetzt der Papst, so wie von dem danebenste-

henden Pallaste feyerlich Besitz nimmt. Da die Cardinäle heut zu Tage nicht mehr, wie ehedem, beystimmende Brüder (Fratres consentientes) sondern entscheidende (definientes) seyn wollen, so kommt in dem päpstlichen Consistorio und bey ihren Versammlungen, in der Besatzung des päpstlichen Stuhls sehr viel auf sie an. Die vornehmsten Staatsangelegenheiten gehen durch die Hände des Cardinal-Secretärs. Es giebt jedoch gewisse Handlungen, die der Papst nur ganz allein verrichten kann. Dahin gehört 1) die Heiligsprechung (Canonisation) der Verstorbenen, die mit grossen Feyerlichkeiten begangen wird. 2) Die Ertheilung des erzbischöflichen Palliums und der Creutzbulle*) in Portugall und Spanien. Das Pallium nämlich ist eine Binde von päpstlich geweiheter Schaafwolle, mit rothen eingewirkten Creutzen, welches von der hohen catholischen Geistlichkeit bey großen kirchlichen Feyerlichkeiten über die priesterliche Kleidung getragen wird. Alle Erzbischöffe und Metropoliten müssen dieß Pallium haben, so wie einige Bischöffe, z. B. der in Bamberg, zu Passau, doch tragen diese es aus vorzüglicher Gnade des Papstes. Vor Erhaltung derselben nennt man den Erzbischof einen postulirten oder erwählten, und als solcher kann er die Einweihung der Bischöffe, die Zusammenberufung der Synoden oder Provinzialkirchenversammlungen nicht ausüben. Keiner erlangt das Pallium, wenn er nicht vorher dem Stuhle Petri den Eid der Treue geschworen und sich anheischig gemacht hat, alles das zu lehren und zu

*) Bulle — ein päpstliches Dekret (Befehl.)

glauben, was der Papst zu Rom lehrt und glaubt. Die Creutzbulle (Crurada) in Portugall und Spanien macht einen Theil der Einkünfte aus und trägt dem König ohngefehr 1½ Mill. Reichsthaler ein. Seit 1509 wird die vom Papst Julius II. ertheilte Creutzbulle verkauft. Anfänglich im Jahr 1457 erhielten alle die, welche wider die Ungläubigen fochten, einen Ablaß auf vier Jahr vermittelst dieser Bulle. In der Folge ward sie auf die Freyheit in der Fasten Butter und Eyer zu essen, ausgedehnt. Jetzt werden zur Fastenzeit mehrere solcher Bullen gedruckt und durch die Geistlichen verkauft. Der gemeine Mann bezahlt dafür zwey Realen*), Vornehmere sechzehn und noch Vornehmere nach Belieben. Wer sie nicht aufweisen kann, wird nicht zur Beichte gelassen, bekommt die letzte Oehlung nicht und kann auch nicht ehrlich begraben werden. 3) Verrichtet der Papst den feyerlichen Segen an das Volk und die Bannes-Erklärung gegen alle Ungläubigen und Ketzer, 4) die Weihung der goldenen Rose und des Degens für tapfere catholische Kriegshelden und endlich 5) die Anstellung und Feyer des Jubeljahres.

Doch wir kehren zu unserm Otto zurück. Bey ihm stand, wie ihr euch vorstellen könnet, der übermüthige Crescentius eben nicht gut angeschrieben, deshalb faßte er den Entschluß, ihn aus der Stadt und dem römischen Gebiet zu verbannen. Dafür war jedoch der gutmüthige Gregor nicht, er wirkte dem Bösewicht bey

*) Reale ist ein kupferne Münze, nach unserm Gelde an Werth 3 Gr. 1 Pf Es giebt aber auch goldene, die 1 Thlr. 3 Gr. kosten.

seinem jungen Vetter Verzeihung aus. Otto gehorchte und ging, um die unruhigen Slaven, die sich seine Abwesenheit zu Nutze gemacht und empört hatten, zur Ruhe zu bringen, nach Teutschland zurück. Darauf hatte der arglistige Crescentius eben gewartet. Er setzte den von Otto erwählten Papst förmlich ab, erhob dafür den Bischof Johann von Piacenza auf den Stuhl Petri und verband sich mit diesem anf das feyerlichste, daß von nun an die teutsche Herrschaft über die Römer aufhören und er selbst (Crescentius) unter dem Titel eines römischen Patriciers die Regierung führen wollte. Aber seine Freude, sich an der Spitze dieser Afterregierung zu sehen, währte nur kurze Zeit, denn Otto kam auf Flügeln des Windes (im Jahr 998) nach Italien und schon der Ruf von seiner Ankunft setzte den neuen Papst so in Furcht, daß er aus Rom entfloh. Inzwischen war er nicht schnell genug, denn Ottos Leute hohlten ihn ein und mishandelten den Flüchtling auf das empörendste.

Wenzel. Nun? was machten sie denn mit ihm?

Pastor. Sie rissen ihm die Augen und die Zunge heraus, schnitten ihm die Nase ab und setzten ihn dann verkehrt auf einen Esel, gaben ihm den Schweif des Thieres in die Hand und führten ihn so zur Schau durch alle Hauptstrassen Roms. Um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen, floh Crescentius in die feste Engelsburg, wo er sich mit seinen Anhängern verschanzte. Das half ihm aber wenig — Otto bemächtigte sich seiner, ließ ihn dann mit allen seinen Anhängern hinrichten und die Leichen an Galgen hängen. Bruno kam wieder auf den päpstlichen Stuhl, starb aber

schon im Jahr 999. An seiner Statt erhielt Sylvester II. die dreyfache Crone.

Die weichliche Lebens-Art der Römer gefiel Otto'n III so sehr, daß er endlich den Entschluß faßte, seine Residenz nach Italien zu verlegen. Die Teutschen, die das Land haßten, würden damit wahrscheinlich nicht zufrieden gewesen und sich gewiß einen andern König gewählt haben, wenn sie nicht Otto's Tod dieser Mühe überhoben hätte. Man sagt allgemein, Otto sey an Gift gestorben, da es ihm seine Braut Stephania, des hingerichteten Crescentius Wittwe, die er liebte und zu heyrathen gedachte, aus Rache über den Mord ihres Gemahls, in den Becher zu träufeln wußte. Kurz — er starb im Jahr 1002 als ein zwey und zwanzigjähriger Jüngling mit einem frommen Herzen und gewiß glücklichen Talenten, die für das teutsche Reich entscheidend gewirkt haben würden, wenn sie nicht durch eine falsche Erziehung vernachlässigt worden wären. Gegen das Ende seiner Regierung zürnten die Grossen seines Reichs sehr heftig auf ihn, denn da er mehr in Italien als in Teutschland lebte, so wurden sie von auswärtigen Völkern so sehr beunruhiget, daß sie kaum ihres Eigenthums mehr sicher waren. Er selbst schien diese Vernachlässigung zu fühlen uud zu bereuen — nur schade, daß nichts in der Welt seinen Hang zur italienischen Üppigkeit ändern konnte.

Otto III. starb ohne Leibes-Erben; nur von dem Geschlecht Heinrich des Voglers war noch Heinrich, Herzog in Bayern, ein Sohn des unter Otto dem II. abgesetzten Heinrichs übrig. Die Bischöffe ehrten ihn, weil er der Geistlichkeit wohl wollte, die übrigen welt-

lichen Herren aber wußte er durch allerhand Geschenke für sich zu gewinnen. Dadurch erwarb er sich sehr viele Anhänger, die ihn aufrichtig schätzten. Und keiner von allen teutschen Herzögen dieser Periode verdiente doch diese Ehre weniger als er, indem man ihm keine einzige Tugend, die sich etwa zu seinem Vortheil ausgezeichnet hätte, zusprechen konnte. Er bewies nie einen selbstständigen Willen, sondern ließ sich von seiner Gemahlinn Kunigunde und der Geistlichkeit nach Belieben lenken. Man setzte ihn unter die Heiligen; seiner Gemahlinn wäre fast eine ähnliche Ehre widerfahren, wenn sie ihre Keuschheit, die sie sogar in ihrem Ehestande unbefleckt nannte, durch einen Spaziergang auf glühenden Pflugscharren hätte beweisen können — aber sie war klug genug, diese Ehre abzulehnen.

Es fanden sich neben Heinrich mehrere Grosse, die nach dem Besitz der teutschen Crone strebten. Einer von diesen war der Markgraf von Meissen Eckhard, von dem man sagte, daß er die Zierde seines Reichs, der Trost des Vaterlandes, die Stütze der Rechtschaffenen, das Schrecken der Büberey — kurz ein vollkommner Regent gewesen seyn würde, wenn ihm nicht eins — und zwar das Nothwendigste — die Demuth gemangelt hätte. Ein anderer war ein edler Schwabe, Herrmann, der sich durch sein gefälliges Benehmen viele Freunde erwarb; ein dritter Bruno von Sachsen und endlich Conrad aus einem vornehmen fränkischen Geschlecht. Alle ihre Bemühungen blieben ohne Frucht. Die Umstände wirkten für Heinrich so glücklich, daß ihn das Reich auf dem Reichstag zu Worms (im J. 1002) zum teutschen König ernannte.

Sobald Heinrich seiner Sache gewiß war, trat er sein Herzogthum Bayern dem Grafen Heinrich von Luxemburg, einem Bruder seiner Gemahlinn ab. Damit waren Bruno, ein Bruder des Königs und Hezilo, Markgraf von Schweinfurth, einer der wichtigsten bayerschen Helden so wenig zufrieden, daß sie die Waffen ergriffen und, als sie alles verlohren sahen, zu dem böhmischen Herzog Boleslaus flohen. Heinrich verzieh ihnen zwar, als sie sich ihm unterwarfen, doch entriß er dem Hezilo einen beträchtlichen Theil seiner Besitzungen und setzte ihn noch überdieß eine Zeitlang ins Gefängniß.

Größere Unruhen entstanden jetzt in Lothringen untern Theils. Hier herrschte die Gewohnheit, daß man alles durch das Schwerd entschied. Dagegen stritten oft die Bischöffe und droheten mit der Macht des Bannes, aber das alles half blutwenig; man folgte seiner Neigung und schlug sich. Heinrich selbst wandte die Grösse seiner Macht an, um dem Uebel zu steuern, das endlich auch in Sachsen immer weiter um sich griff. Das bequemste Mittel dazu schien ihm ein Landfriede, den er im Jahr 1012 auf fünf Jahre festsetzte und worinnen er befahl, daß weder Krieg noch Räubereyen im Innern des Landes statt finden sollten. Um den Herzog Gottfried von Lothringen, der mit seinem Lande unaufhörlich in Kämpfen verwickelt war, von den innern Staatshändeln abzuziehen, schickt' ihn Heinrich gegen den Graf Balduin von Flandern, der den Grafen von Valenciennes (Walangsienne) vertrieben und sich dem König widersetzt hatte. Eine gleiche Bewand-

niß hatt' es mit dem Grafen von Gent, der die Friesen anfiel, weil sie seinen Vater erschlagen hatten.

Wichtiger als alles, wurden jedoch für Heinrich die bömischen Unruhen. Der Herzog Boleslaus, von Pohlen hatte nach dem Tode des Markgrafen von Meissen, Eckhard nicht nur die Stadt Meissen sondern auch einen Theil der Lausitz mit seinen Truppen besetzt. Heinrich demüthigte den unbefugten Eroberer und erhielt Meissen zurück — aber Boleslaus, ein unruhiger Kopf dachte nur zu bald auf neue Feindseeligkeiten. Diese fanden sich auch und zwar in der gerechtesten Sache. Sein Nahmensvetter Boleslaus von Böhmen, der nicht gesonnen war, seine Herrschaft mit jemand, am wenigsten aber mit seinen zwey Brüdern, Jaromir und Othalrich zu theilen, jagte sie aus dem Lande und erlaubte sich gegen seine Unterthanen so viele Grausamkeiten, daß sie ihn absetzten und an seiner statt den Wlodomir wählten. Als dieser starb, kamen Othalrich und Jaromir wieder zum Vorschein und begehrten das Reich. Darauf wandte sich der abgesetzte Boleslaus an den Pohlnischen, der sich seiner annahm und ihn mit Gewalt wieder einsetzte. Die Böhmen, welche glaubten, daß Boleslaus durch sein Unglück weiser und sanfter geworden seyn möchte, liessen sich dieß recht gern gefallen, aber kaum saß er wieder auf dem Throne, als er auch wieder in das alte Gleis seiner Grausamkeiten trat. Boleslaus von Pohlen hatte dieß selbst nicht geglaubt und es verdroß ihn. Da ihn nun die Böhmen zu Hülfe riefen, so lockt' er ihren Herzog unter dem Vorwande der Freundschaft, auf eines seiner festen Schlösser, stach ihm die Augen aus und machte sich selbst zum

Herrn des Böhmerlandes. Er hielt sich jetzt für zu mächtig, als daß er den teutschen König als seinen Herrn hätte ansehen mögen und versagte ihm den Gehorsam. Heinrich bekriegt' ihn deshalb und zwang ihn nicht nur zur Unterwürfigkeit, sondern ertheilte auch dem vertriebenen Jaromir, dessen Nachfolger sein Bruder Othalrich ward, die böhmische Crone. Boleslaus söhnte sich mit dem König aus, und erhielt ein Stück des Schlesierlandes von ihm zu Lehn. Doch schloß er diese Aussöhnung nicht mit aufrichtigem Herzen. Denn ums Jahr 1015 sendete er seinen Sohn Misek o zum böhmischen Herzog Othalrich, um mit ihm gegen die Teutschen ein Bündniß zu schliessen. Othalrich wollte von dieser Verrätherey nichts hören, nahm den Unglücksstifter in gefängliche Haft und entdeckte Heinrichen den ganzen Plan. So entspann sich ein neuer Krieg, der zwar im Jahr 1018 durch einen Frieden beendigt, aber nicht zum Vortheil der Teutschen geschlossen ward.

Hans. Der König verlohr gewiß viel dabey?

Pastor. Wahrscheinlich mehr als der Pohle. Doch sind die Friedensunterhaltungen nicht aufgezeichnet worden, die Geschichte schweigt ganz davon.

Jetzt wandte sich Heinrich, so wie ehedem seine Vorgänger nach Italien. Der Grund dieses Zugs lag in der Wahl des neuen Königs Arduin von Ivrea, den die Römer gleich nach Ottos III. Tode die Crone von Italien aufsetzten. Die Bischöffe, die bey dieser Veränderung sch nicht sonderlich wohl befanden und von Arduin auf das schrecklichste gedrückt wurden, riefen in der Angst ihres Herzens den teutschen König zu Hülfe. Heinrich ging zweymahl nach Italien, nämlich im Jahr

1004, wo er die italienische Crone erhielt und dann wieder im Jahr 1014, wo ihn der Papst Benedikt VIII. zum Kayser krönte, nachdem er den König Arduin gezwungen hatte, seinen Ansprüchen zu entsagen. Bey dieser Crönung reichte ihm der Papst als Sinnbild der Erdkugel einen Apfel von Gold (den sogenannten Reichsapfel) der sich noch heut zu Tage unter den Insignien des teutschen Kaysers befindet.

Peter. Was heissen denn Insignien?

Pastor. Insignien sind Kleinodien, die bey der Crönung des teutschen Kaysers üblich sind und in den Städten Aachen und Nürnberg aufbewahrt werden.

Hans. Wollen Sie uns selbige wohl nennen?

Pastor. Mit Freuden! Es gehören dahin 1) Carls des Grossen Crone von ächtem Golde mit Edelsteinen und Perlen geschmückt. 2) Carls des Grossen Ring. 3) Sein Schwerd in einer sehr reich vergoldeten und mit Perlen besetzten Scheide. 4) Der silberne vergoldete Reichsszepter. 5) Der goldene Reichsapfel oben mit einem Creutze. 6) Carls Rock mit Perlen besetzt. 7) Ein Mantel nebst dem Wappenrock. 8) Die Kniestiefeln. 9) Ein mit Edelsteinen besetztes Schächtelchen, worinnen die Erde aufbewahrt wird, auf welche des heiligen Stephanus Blut geflossen — seyn soll! 10) Das heilige Evangelienbuch mit Edelsteinen besetzt und mit goldenen Buchstaben geschrieben.

Nach der Crönung in Italien lebte Heinrich noch zehen Jahre. Er starb im Jahr 1024 und mit ihm erlosch das königliche Geschlecht der Sachsen. Er hatte mehrere gute Eigenschaften, nur daß er sie zu wenig benutzen konnte, da es seinem Charakter an Selbststän-

digkeit fehlte. Seine Gemahlinn Kunigunde war ihm alles in allen — nur nach ihren Willen bequemt' er sich. Sein Hang zur Geistlichkeit war so groß, daß er sogar einmal Mönch zu werden Neigung verspührte. Er trug seinen Wunsch dem Abt zu Verdün, Richard, vor — Doch wußte ihm dieser die Grille auszureden, weil er klug genug war und wohl wußte, daß mit Heinrichs Mönchsleben die goldene Zeit der Geistlichkeit auch ein Ende haben würde. Mit ihm konnten sie machen, was ihnen beliebte. Ob sein Nachfolger auch so denken möchte — das blieb unentschieden.

Da wir nun, lieben Freunde! mit dem Tode Heinrichs des zweyten den vierten Zeitraum beendigen, so ist es nöthig, daß wir abermahls ein paar Augenblicke bey dem Zustande und der Verfassung des teutschen Reichs bis auf diesen Zeitpunkt verweilen. Wir werden finden, daß sich Mancherley geändert hat.

Was die Könige betraf — so beruhete die Thronbesteigung derselben noch immer auf die Volkswahl. Erbrechte galten hier nicht. Natürlich umgieng man das Geschlecht, aus welchen der verstorbene König stammte, nur selten oder niemahls. Die Könige hielten Reichstäge, so bald sich wichtige Angelegenheiten des Staats vorfanden, um sie öffentlich durch Stimmenmehrheit entscheiden zu lassen. Dabey erschienen nicht nur Herren, sondern auch Bischöffe und Aebte. In diesen Zeitpunkt fallen die ersten Merkmahle der noch heut zu Tage bestehenden vier Erzämter, welche die weltlichen Churfürsten bey Kayserkrönungen verrichten. Die vornehmsten Herzöge unterzogen sich diesen Aemtern. Doch war das Amt eines Erztruchses (das stets bey den Franken blieb) und das eines Erzmarschalls (das die Sachsen hatten) die allerwichtigsten. Zum ersten gehörte die Aufsicht

über die königlichen Cammergüter, die Führung der Hauptfahne bei dem Reichsheer und die Anordnung der Gerichte über die vornehmsten Magnaten. Mit dem letztern hingegen verband sich die Gerichtsbarkeit bey Reichstägen, und bey dem Reichsheer, so wie die Anführung desselben, sobald der König fehlte.

Die Grossen des Reichs, die unmittelbahr auf den König folgten, waren noch immer die Herzöge in Lothringen, Franken, Sachsen, Beyern und Schwaben. Nach ihnen kamen die Markgrafen zu Österreich, Meissen, Lausitz, Nordsachsen und Schleßwig. Noch heut zu tage nennt sich z. B. der Churfürst von Sachsen, Markgraf zu Meissen. Aber ihr dürft nicht glauben, daß die Herzöge wirklich als regierende Herren galten — sie hiengen ganz von dem Könige ab, sie erfüllten seine Befehle und regierten das Land nur in seinem Nahmen. Wenn er selbst kam, galten sie nichts — er saß zu Gericht, ertheilte Freiheitsbriefe und eignete sich die eingezogenen Güter zu. Auf einer geringern Stufe standen die Pfalzgrafen, welche die Cammergüter des Königs verwalteten.

Alle diese Leute führten zusammen den gemeinschaftlichen Nahmen „Reichsbeamte." Ihr Ansehen, so beschränkt es auch war, galt aber dennoch viel. Sie wußten es auch in der Folge so fest zu gründen, daß man sie aus ihren Besitzthümern ohne ganz erhebliche Ursachen nie vertreiben konnte. Ihre Würden beruheten weniger auf Wahl als auf Erblichkeiten. Dieß traf besonders bey den Grafen zu. Einige nahmen schon Beynahmen von ihren Schlößern an, z. B. der Graf von der Wartberg. Bey solchen Vorzügen verlohren die ädlen und freyen Männer ungleich viel. Es fieng ihnen schon an die Gelegenheit zu mangeln, sich durch Würden empor zu schwingen. Das Verdienst galt weniger

als die Würde eines Grafen und Herrn, die er von seinem Vater geerbt hatte. Das Wort Adel verlohr allmählich seine ursprüngliche Reinheit. Man nannte leider! alle die Edle, die viele Güter besassen.

Das Lehnwesen breitete sich immer mehr aus. Viele Fürsten, Grafen und selbst Geistliche gaben tapfern Leuten ihre Besitzthümer zu Lehen. Den, dem es gehörte, nennte man Lehnsherr und der, der es erhielt, Lehnsmann. Mit dem Lehn waren Kriegs- oder Hofdienste verbunden, daeren sich der Lehnsmann durch einen Eid (der Lehnseid hieß) unterziehen mußte. Es war ausgemacht, wie groß die Anzahl der Leute seyn sollte, die er ins Feld zu stellen verpflichtet war.

Unter Heinrich dem I. oder dem Vogler war der Soldatendienst zu Pferde weit üblicher und ehrenvoller, als der zu Fuß. Wer sich nun unter dem ersten als ein tapfrer Mann auszeichnete, wurde zum Ritter geschlagen. Die wirkliche Ritterschaft bildete sich jedoch erst später hin unter Otto III. mehr aus.

Da hier die beste Gelegenheit sich darbietet, über das alte Ritterwesen, das allmählig in ein noch grösseres Ansehen übergieng, ein paar Worte zu sprechen, so kann ich mich nicht entbrechen, euch das aller Nothwendigste davon ganz kurz mitzutheilen.

Abgerechnet, daß schon jeder Mann zu Pferde, der gegen den Feind focht, Ritter hieß, traten nun mehrere Tapfere in engen Verein zusammen, die eine eigene Gesellschaft bildeten und sich Ritter vorzugsweise nannten. Diese waren ein Ausbund braver Krieger, die kein Mitglied unter sich aufnahmen, das sich nicht durch eine (besonders grosse und rühmliche) That ausgezeichnet hatte. Jeder Ritter hatte einen Knecht, der ihn auf allen seinen Zügen begleitete. Die-

sen nannte er Knappe oder Wappner, weil er die Pflicht auf sich hatte, seinem Herrn die eiserne Rüstung umzuschnallen, oder mit einem Worte: ihn zu wappnen. Auch trug er im Felde seinem Ritter den Schild nach, führt' ihm das Streitroß zu, hielt den Steigbügel und blieb ihm stets zur Seite. Diese Knappen waren keine Sclaven, sondern ädle, freygebohrne Leute. Größtentheils unterzogen sie sich aus Armuth solcher Dienste. Wer die Kosten aufbringen konnte, wurde auch zum Ritter geschlagen. Den Rittern lagen verschiedene Pflichten zu erfüllen ob. Sie leisteten in dieser Hinsicht einen Eid, der dahin ging, daß sie die Wittwen und Waysen schützen, den christlichen Glauben und seine Lehrer beschirmen und sich überhaupt der wehrlosen Unschuld auf das beste annehmen wollten. Wenn ein Tapferer zum Ritter geschlagen wurde, so verherrlichte die Kirche ein solches Fest und erhob ihn selbst über die Söhne der Fürsten, sie müßten denn selbst schon Ritter gewesen seyn. Daher kommt der Unterschied zwischen Herr und Junker. Unsere heutigen Prinzen heissen Junkers*) und die ältern, erfahrnen Ritter, Herren. Selten trat ein Fürst oder ein König die Regierung an, bevor er sich nicht zum Ritter hatte schlagen lassen. Als Waffen führte ein Ritter die Gleve (Lanze) mit einer kurzen Fahne geschmückt, wie etwa heut zu Tage die Ulanen tragen, ein Schwerd, einen Dolch, einen Wurfspies und einen Streithammer. Um den linken Arm und den obern Theil des Cörpers zu beschirmen, liebten sie einen oben breit und unten spitzig gestalteten Schild von Eisen oder Messing, auf dem Haupte einen Helm und über die Brust ein Panzer-

*) Oder Junkherr d. i. ein junger Herr.

hemde, geformt aus übereinander liegenden metallenen oder stählernen Schuppen, der Oberhaut eines Karpfen ähnlich. Auf beiden Seiten des Helmes waren metallene Ringe angebracht, die einen Niederzug festhielten, den man Sturz nannte und welcher das ganze Gesicht bedeckte. Die Hand wurde von blechernen Handschuhen umhüllt, und den Fuß zierten goldene Spohren. Forderte einer den andern zum Zweykampf, so warf er ihm den rechten Handschuh vor die Füsse; wenn ihn nun der andere aufhob, so war das ein Zeichen, daß er den Zweykampf billige und annehme. Zum Streithengst pflegten die Ritter meistentheils ein großes, starkgebautes Pferd zu wählen. Besonders liebten sie friesische Pferde, weil diese dauerhaft und kraftvoller waren, als andere. Ihre Brust und der Kopf, so wie alle leicht verwundbahre Theile wurden eben so gut mit Panzern verhüllt, als bey den Menschen. Ausser den Kriegen zeigten die Ritter ihre männliche Kraft in den sogenannten Turniren oder Ritterspielen. Diese gaben Könige als eine Feyerlichkeit bey glänzenden Festen oder Hochzeiten. Man traf auf einander einzeln, und in Haufen. Es gab Rennen zu Roß, Gefechte zu Fuß u. s. w. Doch blieb das Meisterwerk der ritterlichen Tapferkeit gewöhnlich das Gefecht unter Zweyen. Waren die Lanzen zersplittert, so griffen beide Partheyen zu dem Schwerde, bis der eine überwunden im Sande lag. Zum Turnir wurden nicht alle Ritter, sondern nur diejenigen gelassen, die von unbescholtenem Rufe waren, und vier Ahnen (Vorfahren) aufzeigen konnten. Damit dies jeder von den Anwesenden beurtheilen und prüfen möchte, stellte man die Wappen der turnirenden Ritter auf. Die Wappen führte man sonst nur auf den Schildern, zu denen späterhin auch unterscheidende Zeichen auf den Helmen kamen z. B.

ein Leopard, ein Wolfskopf, u. s. w. Diese Bilder nannte man Kleinodien. Von dem Ritterschlag ist das Wehrhaftmachen wohl zu unterscheiden. Denn dieß geschah schon früher, sobald ein Jüngling die Waffen zu tragen vermögend und stark genug war.

Die ärmern Freyen hatten jetzt, da es Städte genug gab, mehr Gelegenheit, ihr Brod zu verdienen. Sie widmeten sich den Künsten, der Handlung und dem Gewerbe. Die Sclaven oder Leibeigene hingegen, befanden sich noch immer in dem vorigen Zustande — das heißt, sie fochten als Soldaten im Kriege und baueten das Feld.

Die Macht der Geistlichkeit vergrösserte sich von Zeit zu Zeit und die Päpste zu Rom erlaubten sich eine Menge Freyheiten, die man ihnen ehedem schwerlich gestattet haben würde. Aus Teutschland zogen sie jährlich beträchtliche Einkünfte. (Otto I. zum Beyspiel befahl dem Kloster Lüder, daß es jährlich eine bestimmte Summe Geld nach Rom zahlen sollte.) Sie straften die Prälaten, die in Kirchensachen einen Fehler begiengen und gewöhnten die Bischöffe, die Berufungen von ihren Aussprüchen nach Rom anzunehmen. Troß dem allen aber blieben die Könige so wie vorher noch immer die Beschützer der teutschen Kirche und belohnten die Bischöffe und Aebte durch Uebergebung (Investitur) eines Ringes und Stabes, bestraften sie bey Vergehungen und hatten den Vorsitz bey Kirchenversammlungen.

Tobias. Hatte denn der Ring und der Stab etwa eine besondere Bedeutung? —

Pastor. Ey wohl! Der Ring zeigte an, daß sie die Einigkeit lieben und mit der christlichen Kirche auf

ewig

ewig verbunden seyn möchten. Der Stab bedeutete das geistliche Weiden der Schaafe, d. i. des christcatholischen Volks.

Die teutschen Fürsten begingen einen grossen Fehler, daß sie die Geistlichkeit zu sehr mit Geschenken überhäuften. Besonders war dieß bey Heinrich dem Vogler und den Ottonen der Fall. Der Bischof Dietmar von Merseburg tadelte dieß und sagte: Die Ottonen kennen in ihren Geschenken weder Maas noch Ziel. Aber wie diese, so dachten mehrere Grossen ihrer Zeitalters. Sie hofften sich durch reiche Geschenke an die Klöster eine Stufe im Himmel zu bauen, und die Geistlichen, deren Habsucht nie gesättigt ward, wanden noch überdem mancherley Ränke an, um ihren Seckel zu füllen. Der Bischof Meinwerk von Paderborn scheuete sogar das siebente Gebot nicht, und nahm, als er einst Heinrich II. besuchte, einen prächtigen mit Gold und Perlen gestickten Mantel mit den Worten aus seinem Gemache: „Dieses Kleid schickt sich besser in den Tempel Gottes, als zur Bedeckung deiner sündlichen Gliedmassen." Dieß ist der Grund, daß die meisten Kirchen, wenn sie auch noch so gering waren, eine Menge Kostbarkeiten aufzeigten. Auf der andern Seite duldeten wiederum die Geistlichen viele Bedrückungen der weltlichen Herren, über die sie sich öfters sehr bitter beklagten. Diese waren denn freylich keine Freunde der Geistlichkeit. So nahm der schwäbische Herzog Burchard dem Kloster St. Gallen mehrere Güter weg und verjagte die Mönche aus Reichenau. Hierzu boten ihnen die klösterlichen Schirmvögte treulich die Hand, sie verbanden sich heimlich mit diesen Räubern, um dabey desto sicherer in Trüben zu fischen. Die Geistlichen sannen endlich auf ein Mittel, solchen Bedrückungen Einhalt zu thun und fanden kein besseres, als den lieben Aberglauben, mit dem sie die Räuber schreckten. Auch erdichteten sie Wunder von verstorbenen Heiligen und verkauften die Reliquien ihrer Gebeine und Kleider um einen hohen Preiß. Diese Reliquien halfen nach ihrer Meinung für alle Krankheiten und Gebrechen und erwarben dem, der im Besitz derselben war, ohnfehlbar die Seeligkeit. Heinrich der Vogler kaufte den König von Burgund die

Lanze, mit der Christus am Creutz durchstochen worden seyn sollte, für ein Stück Land ab. Man bewahrte besonders in den Klöstern solche Reliquien in Menge auf. Die Mönche zeigten unter andern ein Bündchen Heu, auf welchem Christus geschlummert haben sollte. Im Kloster Banz bey Bamberg sieht man noch heut zu Tage eine Rippe des heiligen Apostel Petrus. Die Geistlichen, die solche Possen erdachten, glaubten am Ende ihre eigenen Lügen, zeichneten sich vor andern durch einen strengen Lebenswandel aus, und kasteveten sich auf eine auffallende Weise. Einige liessen sich einmauern und durch eine kleine Oeffnung schlechte Nahrungsmittel reichen. Andere trugen stachelnde Hemden, gingen selbst im härtesten Winter in einer nur leichten Bedeckung, traten Jahre lang auf hohe Säulen und assen kein Fleisch — Mit solchen Gauckeleyen glaubten sie Gott einen Dienst zu thun! Der Aberglaube erstreckte sich jedoch nicht blos auf die Religion — er mischte sich sogar in politische Händel. Viele warteten den Neumond ab, um eine Sache von Wichtigkeit auszuführen, die meisten glaubten noch Zaubereyen und hielten die Verwandlungen der Menschen in Thiere für möglich. An Neujahrstägen trieben sie eine Menge abergläubischer Spielereyen, um das Schicksal über das zu fragen, was sie einst zu hoffen hätten. Leider sind noch viele unter unsern Zeitgenossen einfältig genug, um solche Dinge zu glauben. Sie giessen am Neujahrs-Abend und in der Christnacht fliessendes Bley in Töpfen, schöpfen in der Osternacht aus Seen und Flüssen das heilige Wasser und gucken am Pfingst-Abend in den Ofen, um ihren Schutzgeist, den ihre lächerliche Fantasie hineinzaubert um Rath zu fragen. Da in jenen Zeiten die Astronomie (die Wissenschaft der Gestirne) noch kein sonderliches Ansehen gewonnen hatte, so wußte man sich eben so wenig eine Sonnen- und Mond-Finsterniß aus natürlichen Ursachen zu erklären, man hielt sie für die Ursache einer geheimen Zauberey und wenn ein Comet oder ein Nordschein am Firmament erschien, so deutete man auf die baldige Erscheinung des jüngsten Tages. Wie glücklich, lieben Bürger und Landleute! sind wir dagegen, daß wir Kenntnisse genug besitzen,

solche Erscheinungen des Himmels für das zu halten, was sie sind, und alle jene lächerlichen Meinungen des Aberglaubens nach ihrem Werthe zu beurtheilen.

Die Reichthümer des teutschen Reichs waren nicht beträchtlich, weil es sich durch die vielfältigen Abgaben an Hungarn sehr erschöpft hatte. Daher ward eine Einschränkung der unnützen Kleiderpracht höchst nöthig. Daß sich das Volk diesen Gesetzen der Billigkeit unterzog, erhellt aus der einfachen Tracht, deren sich unter Otto I. die teutschen Soldaten bedienten — sie trugen Strohhüte. Was jedoch den Finanzen des Kaysers eine andere Wendung gab, war die Entdeckung der sächsischen Silberbergwerke, die in den ersten Jahren so ergiebige Qvellen des Reichthums öfneten, daß der Mangel, der besonders in Sachsen seinen Thron aufgeschlagen hatte, plötzlich verschwand. Doch — auch dieses glückliche Ereigniß hatte schlimme Folgen! Da sich die Sachsen für reich hielten, so glaubten sie (besonders unter Otto III.) um so mehr der Ueppigkeit ein Opfer bringen zu müssen. Alle Arten des Luxus und der Verschwendung rissen abermals unter ihnen ein; alle Uebel dieser verderblichen Neigung gingen in Schwange! Sie fanden an wohlzugerichteten Tafeln Behagen und borgten den wollüstigen Italienern die Kunst zu kochen und zu schmausen ab. Sie bezahlten sie theuer genug! Doch wie der Herr, so der Knecht. Die Grossen machten es auch nicht besser! Bey alle dem aber, daß man schon jetzt genug Silber hatte, bediente man sich doch nur wenig silberner und goldener Münzen. Als Putz trugen die Vornehmen kleine goldene Schellen an dem Saum ihrer Kleider und scheinen diese Gelegenheit von den Hungarn entlehnt zu haben.

Die Handlung blühte mehr als je! Viele Kaufleute handelten sogar nach London, wo sie Niederlagen von teutschen Arbeiten errichteten. Auch in Merseburg, Hamburg, am untern Rhein und den Niederländischen Küsten wohnten viele Kaufleute und Juden, die unter königl. Schutz standen. In Friesland wurden viele Tücher verfertiget und in Sachsen trieb man starkes Gewerbe mit Pelzwaaren, woher denn auch der Scherz: Sachsen sey ein pelziges Land, ent-

standen ist. Aus andern Ländern führten die nach Teutschland handelnden fremden Kaufleute rohe Seide ein, welche die sächsischen Fabriken (wenn ich sie anders so nennen soll) am besten zu verarbeiten wußten. Gewiß — der teutsche Handel hätte zu einem beträchtlichen Grade des Flors emporsteigen können, wenn man ihn nicht durch mancherley drückende Abgaben erschwert hätte. Denn schon jetzt fand der Salzstein- und Weinpfennig statt. Wie ihr sehet! ist die Accise schon ein sehr altes herkommliches Recht der Grossen.

Die teutschen Waldungen bedeckten noch immer ziemliche Strecken Landes, worinnen sich Bäre, Wölfe und Elendthiere aufhielten. Da man jetzt Dörfer und Städte bauete, so verminderten sich zwar die Hölzer, aber doch noch nicht allzumerklich. Den Thüringer Wald nennt ein alter Geschichtsschreiber einen unermeßlich-grossen, dichten, ganz unbewohnten Wald — noch heut zu Tage ist er groß genug! Die böhmischen Wälder umfaßten Tagereisen, nur hier und da stieg ein Kloster empor, dessen Bewohner einen langen Strich des Holzes urbahr machten. Gotthard, nachher Bischof zu Hildesheim, erbauete ein solches Kloster an den Grenzen des Böhmer-Waldes.

Die Gesinnungen des teutschen Volks waren leider! auch jetzt noch roh und nicht selten grausam. Es führte Kriege mit der größten Erbitterung und erlaubte sich ohne Schaam und Reue die empörendsten Räubereyen. Unter den Angehörigen des Bischoffs von Worms ereigneten sich in einem Jahre allein fünf und dreissig Todtschläge. Selbst bey Vergnügungen behandelte der Teutsche den andern kriegerisch und freuete sich, wenn er dabey seinen Hang zur — Grausamkeit befriedigen konnte. Der sonst sanftmüthige Kayser Heinrich II. fand Spas in dem Kampfe eines mit Honig beschmierten Menschen mit Bären. Eben so unauswetzbahr zeigte sich die alte Neigung zum Trunk und Spiel. Man zechte noch immer Tag' und Nächte lang, und setzte grosse Gewinnste auf einen einzigen Würfelwurf. Entzweyeten sich dabey die Partheyen, so fragten sie nie das Gericht, sondern das Schwerdt mußte entscheiden. Einer forderte den andern zum Zweykampf. Den Zweykampf unterstützte so

gar das Gericht. Wenn (sagt ein altes Gesetz) der Schuldner eine Forderung läugnet, und der Kläger ihn nicht zum Eid lassen will, so darf dieser durch den Zweykampf sein Geld von dem Schuldner erfechten."

Säuberlich. Bey solchen rohen Grundsätzen sah es um die Wissenschaften gewiß noch kläglich genug aus?

Pastor. Ja wohl! Denn jeder Teutsche, so bald er nicht Priester hieß, bekümmerte sich um die Gelehrsamkeit gar nicht. Es war Sache der Mönche, und dann auch nicht allemahl. Die Meisten richteten sich nach dem weltlichen Stande und zogen den Wissenschaften und dem Studiren ein gut Glas Wein vor. Hier und da gab es aber auch Geistliche, die das Studiren ernstlich trieben, als die Klosterbrüder zu Corvey, Hildesheim, Fulda, St. Gallen und Reichenau und dennoch gab es auch unter diesen unwissende Menschen genug, die nicht einmahl die lateinischen Gebete, welche sie bey der Messe herlasen, verstanden. Das rühmlichste Beyspiel davon liefert ein Scherz Heinrich II, der in dem gewöhnlichen Kirchengebete, wo die Priester Famuli (Diener des Herrn) genannt werden, die Silbe Fa wegstrich, so daß es nun muli (Maulesel) hieß. Aber der Bischof Meinwerk von Paderborn laß frisch weg in seiner Einfalt „muli" ohne zu wissen, was er laß. Inzwischen war die Gelehrsamkeit doch um einige Schritte weiter vorwärts gekommen, da es Mönche gab, die wenigstens erträglich mit der Feder umgehen konnten. Unter diesen zeichneten sich Wittikind, ein Mönch zu Corvey und der Bischof Dittmar in Merseburg sehr zu ihrem Vortheil aus. Am merkwürdigsten machte sich eine Nonne zu Gandersheim Hroswitha, die einen so grossen Hang zur Dichtkunst äusserte, daß sie die Geschichte der drey Ottonen in lateinische Verse abfaßte, und noch überdiß Heiligenlegenden, Epigrammata (Sinngedichte) und Schauspiele schrieb. Ihre Werke sind auf unsere Zeiten gekommen, aber sie beweisen, daß der wahre dichterische Geschmack zu der Zeit noch tief in der Wiege lag. In Hroswithens Fertigkeit, Verse zu machen, bewundert man mehr die Kunst zu reimen als den Erguß erhabener Gedanken. Von den leztern hatte sie nicht den mindesten Begrif. In der Mechanik (Bewegungs-

kunst) und Mathematik, blieben die Teutschen weniger zurück, als in den übrigen Kenntnissen. Gerbert von Magdeburg verfertigte eine Uhr und entdeckte den Polarstern zuerst durch ein Sehrohr von seiner Erfindung. Desto bejammernswürdiger sah es mit dem Studium der teutschen Sprache aus. Man schrieb mehr lateinisch als teutsch. Notkar, ein gelehrter Mönch, versucht' es zum erstenmahl, die Psalmen Davids teutsch zu übersetzen, er selbst aber fand seine Arbeit so schlecht, daß er sie eine barbarische Uebersetzung nannte. Um seine Worte als wahr zu erkennen, will ich euch nur den Anfang des ersten Psalms vorlesen. Doch sieht man daraus, daß die Worte unsrer heutigen Mundart weit näher kamen, als der vor den Carolingern.

Der Herr Pastor las:

„Der Mann ist salig der in dero Argon Ratne geging, noch an dero sündigon uuegene stuont, noch an demo sucht stuole saz."

Unsere Vorfahren hatten doch etwas vor uns voraus. Einer unter ihnen erfand die bunte Glasmahlerey, die in unsern Zeiten verlohren gegangen ist.

Hans. Ah! gewiß diejenige Glasmahlerey, wie man sie noch in unsern Kirchfenstern sehen kann?

Pastor. Ganz recht! Von aussen ohne Licht sehen die Bilder nach gar nichts aus, nur wenn man sie gegen die Sonne betrachtet, nehmen sie sich vortreflich aus.

Hans. Und diese Kunst zu mahlen, ist verlohren gegangen?

Pastor. Leider! Man hat Versuche damit angestellt, keiner aber ist gelungen. Die Alten scheinen sich dabey eigener Farbenmassen und Kunstgriffe bedient zu haben.

Säuberlich. Wie sah es mit den übrigen benachbahrten Nationen der Teutschen in dieser Periode aus?

Pastor. Sie hatten jetzt wenig gefährliche Nachbahrn mehr. Frankreich konnte sich um Teutschland nicht mehr sehr bekümmern, da es mit sich und seinen Lehnsleuten, die sich manchmahl gegen ihren Oberherrn empörten, genug zu schaffen hatte. Mithin mußten sich die französischen Könige, schon an und für sich geschwächt,

aller fremder Eroberung entschlagen. England befand sich in gleichem Falle. Kanut der Grosse, der es beherschte, dachte immerwährend auf hinreichende Mittel, um die übermüthigen angelsächsischen Könige zu paaren zu jagen. Teutschland ließ er in Ruhe, denn hätt' er einem Zug gegen dieses Land wagen wollen, so wären ihm die Angelsachsen über den Kopf gewachsen. Die Pohlen waren noch die einzigen, die die Grenzen des teutschen Staats bisweilen heimsuchten, der Nutzen davon war aber meist von sehr geringer Bedeutung, da sie gewöhnlich mit Verlust zurückgetrieben wurden. Die Hungarn ruheten ganz, nachdem sie die christliche Religion angenommen und gegen die Teutschen friedfertigere Gesinnungen gefaßt hatten. Ganz ohnmächtig seufzte das griechische Kaysertbum. Sein alter Glanz schien erloschen. Um so weniger waren seine Regenten im Stande, den abendländischen Kaysern mit feindseligen Gesinnungen zu nahe zu kommen. Spanien war ein ewiger Tummelplatz der Araber und Christen, sie würgten und balgten sich unter einander, ohne sich um fremde Länder zu bekümmern. Aber die Slaven fochten noch immer mit alter Erbitterung gegen die Teutschen für ihre Freyheit, nur war ihre Verbindung, um diese Freyheit länger zu behaupten, leider! nicht groß genug, sie wurden von ihren Feinden völlig unterjocht und viele zum Christenthum bekehrt. Nur wenige slavische Freystaaten saßen noch an den Seeküsten und behaupteten ihre Götterdienste und ihre Unabhängigkeit, bis endlich auch diese erloschen.

Die wichtigste Begebenheit dieses Zeitraums war die Vereinigung Italiens und der kayserlichen Würde mit dem teutschen Reiche in Absicht der wichtigen davon abhängenden Folgen. Der teutsche König erhob sich zum ersten Monarchen; der Kayser aber zum Oberherrn der Stadt Rom und Schirmvoigt der Kirche. Von ihm hiengen die Wahlen der Päpste, ihre Bestätigungen und die Ausschreibung der Kirchenversammlungen ab. Die übeln Folgen davon äußerten sich schon jetzt auf mannigfaltige Art. Die Teutschen haßten nicht nur die Römer, sondern auch ihr Clima, das für sie viel zu weichlich war. Die beschwerlichen Feldzüge

nach Italien sogen dem teutschen Lande das Mark junger Leute und ihrer Reichthümer aus. Als rüstige Kämpfer gingen sie aus Teutschland, als entnervte Schwächlinge kamen sie zurück. Kurz — Italien war das eigentliche Grab der teutschen Macht! Möcht' es doch den Ottonen; möcht' es Carl dem Grossen nie eingefallen seyn, Italien mit Teutschland zu verbinden!

Doch — ich höre die Glocke, die uns zur Ruhe ruft. Es soll mich freuen, wenn euch, lieben Freunde! die Neugierde, was nun ferner aus dem teutschen Reiche geworden ist, auf den Sonntag recht zeitig zu mir in die Schule führt.

Bey diesen Worten stand die Gesellschaft auf und schied unter dem Wunsche einer süssen Nacht von einander.

Ende des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bornschein, Johann Ernst Daniel,

Geschichte unsers teutschen Vaterlandes von seinem Entstehen bis auf unsere Zeiten ; ein Lesebuch zunächst für den Bürger und Landmann, dann auch für Schulen brauchbar
Bd.: 1

Lobenstein (1803)

Germ.g. 47 m-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015384-8